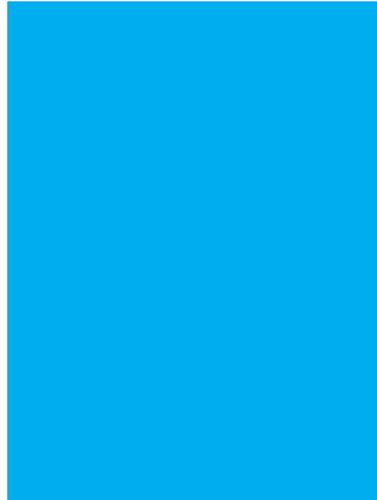


ROBERT LESSMANN
DIE KLEINEN MENSCHEN,
DIE GROSSE LASTEN TRAGEN



»Die kleinen Menschen, die die großen Lasten tragen.« Im Hintergrund von rechts xxx (8.389 m), pyramidenförmig links daneben xxx (8.501 m), Everest (8.850 m), Nuptse (7. 879 m); Nepal, 1996



Inhalt

Die

LASTENTRÄGER – EINE FOTOAUSSTELLUNG 13

HISTORISCHE RÜCKSCHAU – LASTENTRÄGER IN DEN ALPEN 18

Gipfel des Vergnügens – Trekking der sanften Schritte im Schatten der Achttausender 22

TANSANIA – KILIMANDSCHARO 36

PERU – ANDEN UND DIE INKA WEGE 40

NEPAL: LAND IM HIMALAYA 46

KILIMANDSCHARO – TEE FÜR MUZUNGU 52

EVEREST – »PLAYGROUND OF THE WORLD« 60

BAUBOOM AM EVEREST 68

APARAPITAS – DIE MÄNNER, DIE LA PAZ AUF IHREN SCHULTERN TRAGEN 78

INTERNATIONAL PORTER PROTECTION GROUP (IPPG) – Eine Selbstdarstellung 84

NACHHALTIGE ENTWICKLUNG DURCH BERGSTEIGEN AM MOUNT KENYA 105

WIKINGER REISEN: SOZIALVERTRÄGLICHKEIT ALS MAXIME UND FAIRES TREKKING 111

Autoren 119



LASTENTRÄGER – EINE FOTOAUSSTELLUNG

Robert Lessman

Stellen Sie sich vor: Sie tragen Lasten von 25 Kilo, 30 Kilo, oft noch viel mehr, den ganzen Tag, tagein, tagaus, bei Wind und Wetter, in großen Höhen, in absturzgefährdetem Gelände, manchmal nur in Badeschlappen und mit einer Plastikfolie als Schutz gegen Wind und Regen. Wenn Sie dafür fünf US-Dollar pro Tag, Essen und Übernachtung bekommen, gehören Sie schon zu den Besserverdienern; dann sind Sie bei einer Trekking-Gruppe angestellt und erhalten zusätzlich meist noch ein Trinkgeld und Sachspenden. Den Lastenträgern, die Dörfer mit Waren versorgen, geht es schlechter. Sie verdienen die Hälfte und bekommen keine Extras.

Kanchaman Rai

Im Frühjahr 2005 fand ich beim Abstieg vom Everest-Basecamp einen Jungen. Er war kaum ansprechbar und lag quer über den Pfad am Boden, sein geflochtener Tragekorb leer daneben im Gebüsch. Auf den ersten Blick sah es aus wie ein Überfall. Doch es stellte sich heraus, dass der junge Mann einfach am Ende seiner Kräfte und vollkommen erschöpft zusammengebrochen war. Er hatte Lasten zum Basecamp getragen und seit drei Tagen nichts gegessen. Sein Name war Kanchaman Rai. Er war 14 Jahre alt.

Ich forderte ihn auf, mit mir noch 20 Minuten weiter abzustiegen bis zu einer Lodge, mit deren Besitzer ich befreundet bin. Dort sollte er sich satt essen und ausschlafen. Ich würde dafür bezahlen und gab ihm auch Geld für die fünf Tagesmärsche bis in sein Dorf. Im Gespräch mit der Frau des Lodgebesitzers stellte sich heraus, dass er auch in seinem Heimatdorf nicht wirklich Anschluss hatte. Lhakpa, der Lodgebesitzer fragte ihn, ob er bleiben wolle, er brauche einen Helfer. Und so blieb Kanchaman Rai fast ein Jahr lang in der Ortschaft Phakding. Heute arbeitet er wieder als Träger.

Er hatte Glück. Zwei Tage vorher wurde unterhalb des Ortes Pangboche (4.000m) an einer Hängebrücke ein Träger gefunden, der, offenbar Höhenkrank, abgestiegen, dann aber zusammengebrochen und gestorben war.

Immer wieder war ich auf meinen Reisen Lastenträgern begegnet, hatte ihre Dienste in Anspruch genommen, hatte sie bedauert, bewundert, fotografiert. Mit der Zeit waren sie zum Thema meiner Fotografie geworden: Träger in verschiedenen Lebenssituationen, in verschiedenen Regionen. Sollte man dar-

aus nicht einen Diavortrag machen, eine Ausstellung? Nicht nur ihr hartes Leben wollte ich zeigen, ihre prekäre Ausrüstung, die Witterungsbedingungen im Hochgebirge, ihre Armut, sondern auch ihre Würde: Den Ernst und die Schönheit der Gesichter, Träger, wie sie lachen, essen, tanzen. Für mich war die Begegnung mit Kanchaman Rai das Schlüsselerlebnis, der Auslöser für meinen Entschluss, nun Ernst zu machen. Ein Projekt sollte daraus werden. Nicht alleine ein Ästhetisches. Es sollte um Bewusstseinsbildung gehen, darum, die Arbeits- und Lebensbedingungen dieser Schwerstarbeiter auch über den Kreis (potentieller) Trekking-Touristen hinaus bekannt zu machen und den Blick auch auf den entwicklungspolitischen Kontext der Länder lenken, in denen diese Menschen leben.

Wer die Last trägt weiß, wo sie drückt

Seit Menschengedenken wird der Handel im Himalaya und in den Anden auf den schmalen Pfaden entweder von Tragtieren besorgt, von Lamas beziehungsweise Yaks, oder eben von Trägern, die neben ihrer Landwirtschaft als »Hochgebirgsspediteure« arbeiten. Mit dem Bevölkerungsdruck und der Krise der Landwirtschaft wurde dieser Nebenerwerb für immer mehr Menschen zur Hauptverdienstquelle: Der Tourismus macht's möglich! Er schafft die Nachfrage. Träger sind oft Saisonarbeiter, die von auswärts in die Einsatzgebiete kommen. Sie sind daher schwer zu organisieren und schutzlos den Marktgesetzen ausgeliefert. Sie stammen meist aus niedrigeren Regionen, am Kilimandscharo beispielsweise aus den Städten Moshi und Arusha, leiden also unter der Höhenkrankheit genauso wie wir Wanderer aus Europa. Aber sie sind schlechter ausgerüstet und verpflegt – und sie arbeiten viel, viel härter. In Nepal beginnen die Traglasten bei 30 Kilo aufwärts...

Bis vor kurzem war es Gang und Gäbe dass ein Träger, wenn er krank war, ausbezahlt wurde und nach Hause geschickt - ohne Begleitung, fern der Heimat und im Hochgebirge! Eine Ärztin der Himalayan Rescue Association, die unterhalb des Everest-Basecamp in der Ortschaft Pheriche (4.200m) ein Hospital unterhält, das auf Höhenkomplikationen spezialisiert ist, erzählt, dass auf einen höhenkranken Trekker im Durchschnitt mehr als zwei Träger kommen. »Wir können dann nur hoffen, dass es auch einen Trekker erwischt. Der bezahlt den Hubschraubertransport in tiefere Lagen und wir können den Träger mit hinein setzen. Mit dem Gammobag können wir nur Zeit kaufen. Er stirbt uns sonst unter den Händen weg.«

Träger haben mehr Unfälle und Krankheiten als westliche Trekker. Sie erleiden Erfrierungen, Verstauchungen, Knochenbrüche, Erkältungs- und Stoffwechselkrankheiten. Eine Versicherung gibt es nicht. Können Sie sich vorstellen, was der Verdienstaufschlag für die Familien bedeutet? Jahr für Jahr sterben noch immer Träger in den Bergen. Nicht nur bei wagemutigen Expeditionen,

sondern eben auch beim Trekking, an dem mehr und mehr ambitionierte Wanderer gefallen finden.

Träger sind häufig Angehörige ethnischer Minderheiten und leiden nicht selten zusätzlich unter Diskriminierung.

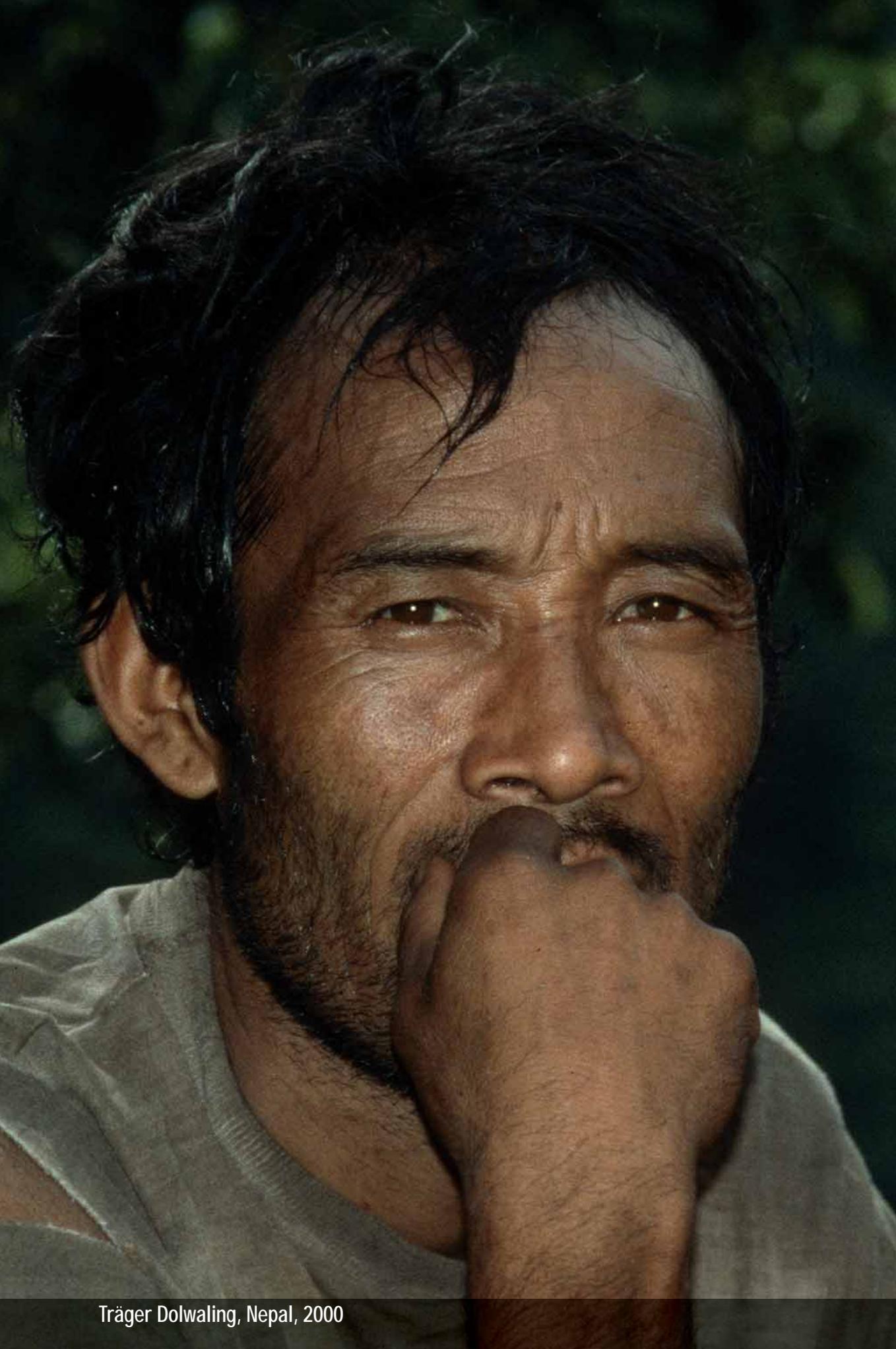
Die Hauptprobleme sind weltweit:

- mangelhafte Bekleidung und Schuhwerk
- mangelhafte Unterkünfte
- mangelhafte Ernährung
- mangelhafte medizinische Versorgung
- keine Versicherung.

»Die kleinen Menschen, die die großen Lasten tragen«,

... seien noch eindrucksvoller als die grandiose Berglandschaft und die religiöse Symbolik, die dem Besucher auf Schritt und Tritt begegnet, sagte mir einmal ein Trekker nach einer Nepal-Reise.

Die Ausstellung zeigt diese Menschen: Bei ihrer Schwerarbeit, in ihrer Armut, aber auch in ihrer Würde, ihrem Arbeitsalltag, beim Spiel, beim Tanz. Und das auf drei Kontinenten: Im Himalaya, in den Anden und an den großen Bergen Ostafrikas. Viele der attraktiven Trekking-Destinationen sind heute Naturschutzgebiete: der Mount Everest Nationalpark, der Kilimandscharo Nationalpark, der Inka-Trail nach Machu Picchu in Peru. Wir haben gelernt, dass wir die großartige und fragile Ökologie im Hochgebirge schonend behandeln müssen. Und die Menschen? Umweltverträgliches Reisen ist längst zum Qualitätskriterium geworden, sozialverträgliches, faires Reisen muss es ebenfalls werden – und ich bin froh, dass es Unternehmen gibt, die sich dieser Herausforderung offensiv stellen. Wir Wanderer und die Reiseunternehmen sind in der Pflicht, für die Menschen, die für uns arbeiten, Fürsorge zu tragen, sie gut zu behandeln und gerecht zu bezahlen. Ohne sie wäre die Mehrzahl unserer »Gipfelsiege« vollkommen undenkbar!



Träger Dolwaling, Nepal, 2000



Everest Region, Nepal

Mount Everest,



HISTORISCHE RÜCKSCHAU – LASTENTRÄGER IN DEN ALPEN

Robert Lessmann

In der Gaststube des Watzmann – Hauses in den Berchtesgadener Alpen hängt ein historisches Schwarz-Weiß-Foto. Es zeigt einen Bären von Mann: Der Herzog Adam war ein Bergbauer, der zur Ernährung seiner Familie hinzuverdienen musste. In den Zeiten der Arbeitslosigkeit der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts gab es jedoch weit und breit keine Arbeit. So nahm er den harten Dienst als Lastenträger zum Kärlingerhaus am Übergang zum Steinernen Meer an. Von St. Bartholomä am Königssee aus schleppte er mit seiner Kopfkraxe alles Notwendige durch die berühmte Saugasse hinauf zur Schutzhütte am Funtensee. An einem 150 Kilo schweren Küchenherd habe er sich übernommen, erzählt die Bildunterschrift am Watzmann – Haus. Vor Erschöpfung sei er krank geworden und schließlich verstorben.

Bevor Forststraßen, Seilbahnen und Hubschrauber die Versorgung der Schutzhütten erleichterten, mussten auch in den Alpen die Lasten – oft über Saumpfade – »aufsammt« werden. Gerade in der Zwischenkriegszeit war diese Arbeit in abgelegenen Alpentälern manchmal die einzige Möglichkeit, zu Geldeinkommen zu gelangen – auch wenn es oft nicht weiter reichte als für Brotzeit und Bier nach dem Aufstieg. Anke Bünz – Elfferding und Wieland Elfferding berichten in ihrem Buch, »Die Alpen – Sherpas«, von 50–70 Kilo – Normallasten bei den Hüttenträgern im Iseltal südlich des Großvenediger.

Das Tragen von Lasten – durch Mensch und Tier – war auch in den Alpen eine Normalität der Wirtschaft im Hochgebirge, vor und jenseits des Tourismus. Ganze Hausstände wurden beim Auf- und Abtrieb vom Tal auf die Almen und wieder herunter befördert. Holz und Heu für die Tiere mussten herangeschafft, Milchprodukte zum Verkauf ins Tal gebracht werden. Die Geographin und Völkerkundlerin Erika Hubatschek hat das »Bauernwerk in den Bergen« in ihrem gleichnamigen Buch mit Fotos dokumentiert. Sperrige Heulasten von 90 Kilo wurden mit dem Seil zusammen gehalten oder mit dem »Heubock« aus Holz getragen. Eine »Zumme« für den Transport von Milch, die Hubatschek im Jahr 1954 auf der Jungbergalm im Tuxer Tal in Tirol fotografiert hat, wiegt leer bereits 20 Kilogramm, voll wären es wohl 100! Übrigens: Auch die Brennkessel für den berühmten Enzian von den Almen des Berchtesgadener Landes wogen 75 Kilo.

In den Grenzregionen der Alpen hatte der Schmuggel von Gütern auf kaum kontrollierten Bergpfaden noch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Konjunktur. »Bevor das Automobil darüber entschied, was als mobil galt, verfügten die Leute über eine ganz andere Art der Mobilität, die eine begehbbare Land-

schaft schuf mit einem heute zumeist vergessenen Wegenetz und mit heute bedeutungslosen Übergängen in andere Regionen und Länder«, resümieren Bünz – Elfferding und Elfferding.



Erika Hubatschek: »Bauernwerk in den Bergen«, Innsbruck, 2001/8.
Anke Bünz-Elfferding/ Wieland Elfferding: »Die Alpen-Sherpas«, Innsbruck, 2002.



GIPFEL DES VERGNÜGENS – Trekking der sanften Schritte im Schatten der Achttausender

Kurt Luger

Warum bedauern wir Leute, die nicht reisen können? Weil sie sich, indem sie sich äußerlich nicht ausbreiten können, auch innerlich nicht auszudehnen vermögen, sie können sich nicht vervielfältigen, und so ist ihnen die Möglichkeit genommen, weitläufige Ausflüge in sich selbst zu unternehmen und zu entdecken, wer und was anderes sie auch hätten werden können.

Pascal Mercier, Nachtzug nach Lissabon

»Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen: Nepal benötigt nur Frieden und Ruhe und dann werden die Touristen von selbst wieder ins Land strömen.« Das in Kathmandu publizierte Spotlight Magazine vom 7. Dezember 2007 sieht optimistisch in die Zukunft. Nahezu eine halbe Million Touristen verbrachten im Jahr 2001 ihren Urlaub in Nepal, im Jahr 2006 waren es nur noch halb so viele. Vogelgrippe, SARS, 9/11 und die hausgemachte Krise, der langjährige Bürgerkrieg zwischen maoistischen Rebellen und Königreich, führten zur Talfahrt dieses einst blühenden Wirtschaftszweiges. Mit dem Friedensabkommen hoffen die nepalesischen Tourismusanbieter auf bessere Zeiten und die Reservierungen für die kommende Saison stimmen tatsächlich optimistisch.

»Manchmal hatte ich das große Glück der Wunschlosigkeit gespürt, jene große Stille, die jede Musik und alle Schönheit der Erde erschließt.«

So schrieb Herbert Tichy, der mit Pasang Dawa Lama, Sepp Jöchler und Helmut Heuberger 1954 den Achttausender Cho Oyu zum ersten Male bestieg. Die sprachlose Dankbarkeit seiner Pilgerreise steht im Kontrast zu dem Lärm, der in jüngster Zeit als Folge der kommerziellen Erschließung der Himalaya-Gipfel entstand. Die Tourismusbranche exotisiert fremde Kulturen als Gegenwelt, damit diese als Reiseziel, als Reiz der Fremde, genügend ästhetische Faszination bekommt und gebucht wird.

Die Spiritualität des Himalaya, v. a. der Mythos des Shambhala bzw. dessen literarisierte Version, wurde zur idealen Werbebotschaft. Das Shangri La gilt als jener ferne Ort des unermesslichen Glücks und der ewigen Jugend, der

verborgenen Täler, der berühmtesten und auch der namenlosen Berge, eine Geographie der Hoffnung. Eine Hoffnung auch für den Tourismus, der das größte Gebirge der Welt als Peripherie des Vergnügens in die globale Unterhaltungsindustrie integriert hat.

Gefühle des Glücks sind sowohl über als auch unter 8 000 m möglich, etwa auf den Trekkingrouten im Schatten der Achttausender, mit atemberaubenden Blicken auf die Throne der Göttinnen. In Nepal, das auf der Landkarte der Sehnsucht ganz oben steht, machten sich zuletzt an die 80 000 Wanderer auf ihre Vibramsohlen, entweder voll durchorganisiert von einer Trekkingagentur in Kathmandu und deren internationalem Partner, oder als individuelle Teahouse-Trekker von Lodge zu Lodge ziehend.

Angepasste, kleine Tourismusindustrie

Die Trekking-Saison ist kurz, sie konzentriert sich auf vier Monate im Jahr und auf zwei hauptsächliche Routen – rund um die Annapurna-Gruppe und hinauf zum Mount Everest Basislager im Sagarmatha Nationalpark. Die meisten Touristen – 50 000 Wanderer, v. a. Japaner, Amerikaner, Australier und Europäer – und die am besten entwickelte Infrastruktur gibt es im Annapurna-Gebiet. Seit den 1980er Jahren läuft in der zur Schutzzone erklärten Annapurna-Daulaghi-Region ein erfolgreiches Tourismus-Entwicklungsprojekt mit ökologischen Zielsetzungen – das Annapurna Conservation Area Project (ACAP). Solarenergie wird genutzt, Müll getrennt, Toiletten verdienen diesen Namen – nicht überall, aber immer häufiger wird ein »grünes Produkt« angeboten. Ein ähnliches Projekt betreibt auch die österreichische NGO Eco Himal im Nordosten des Landes. Zu Füßen des Gauri Shankar im Rolwaling Himal erarbeiten derzeit 20 Dorfgemeinschaften ein sanftes Tourismusprojekt.

Mit rund 30 000 Trekkern ist der Khumbu-Korridor Richtung Mount Everest-Basislager das zweitwichtigste Trekkinggebiet. Seit sich die Maoisten auch in den Dörfern in der Annapurna Region eingenistet haben, nimmt der Zustrom im Khumbu zu. Nur in diesen beiden Regionen kann man von einer »Tourismusindustrie« sprechen. Rund drei Viertel aller Trekkingtouristen tummeln sich im Annapurna Schutzgebiet und im Mount Everest National Park, auch im Langtang National Park macht der Tourismus Fortschritte und bringt zusätzliche Einkommen für die lokale Bevölkerung.

Faszination Höhe

In den Himalaya kommen Bergsteiger aus aller Herren Länder um hier »den Rand der Ewigkeit zu spüren«. Die Einheimischen spüren diesen Rand dort, wo er drückt. Da es keine Straßen im Bergland gibt, muss jede Rolle Keks und jeder Sack Reis auf dem Rücken von Trägern transportiert werden. Sie gehen mit ihren Lasten nicht wie Reinhold Messner »Bis ans Ende der Welt«, sondern

verkehren auf dem kürzesten Weg und in angepasster Geschwindigkeit. Das Trekking genannte Bergwandern ist ein Importprodukt, keine einheimische Verhaltensweise und der Reiz dieses Sportes ist für die Einheimischen kaum nachvollziehbar.

Seit die fernen Gipfel in erreichbare Weite gerückt sind, schiebt sich der Bürokrörper oder auch der athletische Alpenbergsteiger in jene Höhenlagen und Gefahrenzonen vor, die er oder sie, meistens er, nur aus der Sehnsuchtsliteratur, aus Diavorträgen und Filmen kennt. Ein exquisites Bedürfnis nach Körpersensationen wird gestillt. Etwas Leben ins Leben zu bringen, Grenzerfahrungen zu machen, Erlebnisse zu konsumieren, Erzählstoff für die Enkel und Bilder fürs Album zu sammeln, zeitlich beschränktes Ausklinken aus der Normalität und Überhöhung des Alltags, Abenteuer light – der Himalaya dient als Belohnung und Entschädigung zugleich.

Von der Höhe geht eine magische Faszination aus. Für die einfachen Wandervögel sind nicht die Gipfel selbst das Ziel, sondern deren Basislager und die Pässe von über 5000 m Höhe, die überschritten werden. Für Trekking-Gipfel um die 6000 m braucht man nicht nur besondere Genehmigungen, sondern auch entsprechende Ausrüstung wie Steigeisen und einen gut trainierten Körper.

Romantisierung des Blicks

Der eigentliche Zweck jeder Reise besteht jedoch darin, zurückzukehren, um nach der Heimkehr selbst zu einer Sehenswürdigkeit zu werden. Zu dieser Behübschung der Biographie bedarf es vieler Abbildungen. Was forderte schon vor langer Zeit Sir Edmund Hillary, der berühmteste Imker dieser Welt und kürzlich verstorbene Erstbesteiger des Mount Everest, von einem sanften und verantwortungsbewussten Trekker: »Nichts hinterlassen als Fußspuren, nichts mitnehmen als Fotos«.

Letztlich ist es die Mischung – die beeindruckende Landschaft, das Körpererlebnis, das kontrollierbare Wagnis und die Erfahrung des Exotismus. Die Wahrnehmung des Fremden, der Menschen und deren Kultur irritiert viele, die allorts sichtbare Armut verunsichert, stört das ungetrübte Urlaubsglück. Die Bergbauern im Himalaya leben zu 90 % von den Felderträgen, aber in etlichen Regionen kommen die Familien damit nicht das ganze Jahr durch. Auf der Liste der ärmsten Länder der Welt steht Nepal ganz oben. Für viele Trekker, aber auch für Medien- und Tourismusprofis, gehört die Armut eher zur Reise-romantik. Durch ihre rosarote Brille betrachtet werden in den Schilderungen auch die Menschen des Himalaya zur Kulisse - wie die Berge.

Was bleibt den Einheimischen?

Ökologischer Tourismus steht im nationalen Entwicklungsplan ganz oben. Bis zum großen Einbruch im Jahr 2001 besuchte fast eine halbe Million ausländischer Touristen das Land, wovon ca. ein Viertel eine Trekkingtour buchte. Die Hälfte kommt aus asiatischen Ländern, 40 % aus Europa, ca. 25 000 aus Deutschland, 4000 aus Österreich. Der Tourismus ist neben der Teppich- und Textilproduktion der wichtigste Devisenbringer Nepals. 2006 wurden nur noch 250 000 Touristen registriert. Die Branche wurde von der politischen Krise des Landes hart getroffen und auch die Weltpolitik meinte es nicht gut mit dieser Ecke Asiens.

Außer Zweifel steht, dass der – auch zahlenmäßig bescheidene – Tourismus in den Berggebieten Nepals enorme wirtschaftliche Impulse setzen kann. Die Dörfer in den hauptsächlichen Tourismusgebieten sind im Vergleich zu anderen Regionen auffallend weniger armselig, den Leuten geht es deutlich besser. Es kommt aber zu Abflüssen, denn der Reis, das Corned Beef und die Marmelade, die die Touristen konsumieren, werden in den Städten eingekauft. Es fließt also ein Teil des Einkommens aus den Destinationen wieder ab. Insbesondere in den Entwicklungsländern kann die Versorgung nur in den seltensten Fällen zur Gänze durch die Betriebe vor Ort gewährleistet werden. Das Leck ist aber größer, denn der Großteil der Trekkinggebühren verlässt erst gar nicht das Kathmandu - Tal: er verschwand bislang als kick back in den Taschen der fat cats von Politik und Bürokratie. Man wird sehen, ob die Maoisten, die jetzt in der Regierung sitzen, diesem Treiben ein Ende bereiten bzw. sich ein neues Verantwortungsbewusstsein entwickelt.

Die Erfahrung zeigt, dass negative soziale und kulturelle Auswirkungen weitgehend vermieden werden können, wenn die touristische Erschließung vernünftig dimensioniert wird, die Einheimischen von Beginn an in die Planung einbezogen werden und sie eine entsprechende Ausbildung bekommen, somit auf die Touristen vorbereitet werden. Es funktioniert dort, wo das Leben nicht auf den Tourismus abgestimmt ist, sondern umgekehrt. Entwicklungsprojekte decken daher zu aller erst die basalen infrastrukturellen Bedürfnisse der Einheimischen ab: sauberes Trinkwasser, Toiletten, sichere Wege und Brücken. Für diese gemeinsam geplante und durchgeführte Projektarbeit hat sich der Begriff »community development«, die Entwicklung der Gemeinschaft und des Dorfes, durchgesetzt. Internationale Organisationen – so auch Eco Himal und die österreichische Entwicklungszusammenarbeit – setzen auf solche Entwicklungspartnerschaften, die den Tourismus – trotz des Risikos – in ökologisch sensiblen Regionen als zusätzliche Einkommensquelle nutzen. Angesichts der Belastungen des hochalpinen Ökosystems muss ein »grünes« Produkt angeboten werden, d.h. eine adäquate Infrastruktur, damit Touristen ökologisch unbedenklich empfangen werden können.

Wie viele Touristen verträgt das Gebiet und wie viele Einheimische? Nicht die Touristen sind für den Kahlschlag ganzer Wälder verantwortlich. Einheimische Trekkingbegleiter und Informationsbroschüren klären über diesen Sachverhalt auf, nur wenige unverbesserliche Touristen widersetzen sich. In den meisten Fällen sind die Einheimischen (bzw. die eine Trekkinggruppe begleitenden Träger) die Umweltsünder. Mangels anderer Ressourcen und Energien werden sie gerade dazu gezwungen, die Natur auszubeuten.

In etlichen Schutzzonen und Nationalparks – nahezu ein Fünftel der gesamten Fläche Nepals steht unter Schutz – wurde der Tourismus zu einer wichtigen Einkommensquelle. Erst dadurch konnten die Einheimischen darauf verzichten, die Wälder, von denen sie bislang lebten, weiter auszubeuten. Erst jetzt – durch zusätzliche Erträge aus Dienstleistungen – können sie es sich leisten, Schutzmaßnahmen tatsächlich zu respektieren.

Der Tourismus gehört zu den wenigen Wirtschaftszweigen, die direkt eine Verbesserung der Lebensbedingungen ermöglichen, Arbeitsplätze und damit Einkommen schaffen, hungrige Mäuler stopfen. Es kommt aber entscheidend darauf an, ihn sozial-, kultur- und ökologieverträglich zu planen und zu organisieren. Die Messlatte dafür heißt »Sustainability«. In der deutschen Sprache haben wir dafür den Begriff Nachhaltigkeit, d. h. langfristiger Nutzen für alle Beteiligten, Einheimische wie Touristen, ökonomische wie ökologische Sinnhaftigkeit. Modelle dafür zu finden ist Aufgabe internationaler Hilfsorganisationen wie der Dorfbewohner. In den Bergen Nepals findet man mehr und mehr Initiativen, die mit angepasster Technologie arbeiten und verantwortungsvolle Maßnahmen setzen. Auf diese Weise kann der Tourismus einen substanziellen Beitrag zur positiven Modernisierung leisten, einer Entwicklung, die dem Rhythmus der Dörfer des Himalaya mehr entspricht und den Besuchern die Möglichkeit bietet, dem Himalaya auch menschlich etwas näher zu rücken.

Pentagon der Nachhaltigkeit im Tourismus

langfristig möglich – weil Entwicklung und Nutzung aller Ressourcen schonend betrieben wird
kulturell verträglich – Respekt gegenüber den lokalen Konventionen und Riten, Verzicht auf ausbeutende Kommerzialisierung, Anpassung an ortsübliche Standards
sozial ausgewogen – Nutzen und Nachteile gleichermaßen gestreut, Vermeidung von regionalen Disparitäten, Einheimische sind in die Entscheidungen eingebunden
ökologisch tragfähig – möglichst geringer Druck auf Umwelt, Vermeidung von Schädigungen der Biodiversität
wirtschaftlich sinnvoll und ergiebig – profitables Geschäft für die lokale bzw. nationale Ökonomie, Schaffung von Einkommen für die einheimische Bevölkerung

Das Rolwaling Öko-Tourismus Projekt

»Es ist schon eine sehr entlegene Gegend hier!« Thundu Sherpa, Dorflehrer und Besitzer der einzigen Lodge im kleinen Dorf Simigaon, am Fuße des heiligen Berges Gauri Shankar, freut sich über jeden Touristen. An die 600 kommen im Jahr durch das Rolwaling Tal, ein bisschen zusätzliches Einkommen bewirkt das, aber nicht viel, denn fast alle Touristen buchen in Kathmandu einen »full organized trek«. Bis zum Spiegelei wird alles aus der Hauptstadt mitgetragen. Thundu vermietet auch einen der wenigen ebenen Plätze, dort werden die Touristenzelte aufgeschlagen. Gleich daneben liegen die Hirsefelder seines Vaters. Renorbu Sherpa war einst Postläufer für Edmund Hillary und obwohl er schon auf die siebzig zugeht sieht er aus, als käme er gerade von einem Gipfel zurück. Ein glücklicher Alter, zufrieden mit sich und seiner Welt. »Von September bis Dezember, wenn alle jungen Burschen unseres Dorfes auf Expedition sind oder Trekkinggruppen begleiten, gibt es außer mir keine Männer im Dorf. Zurück bleiben nur die Kinder und die Frauen.« Die haben es dann besonders schwer, müssen sich nicht nur um Haus und Kinder, sondern auch um die Ernte kümmern.

Simigaon ist kein Einzelfall. Im gesamten Dholaka-Distrikt, im Nordosten des Landes gelegen und etwa 180 km von Kathmandu entfernt, leben die Bauern von ihren Felderträgen. Während die Zahl der Kinder steigt, nimmt trotz erheblicher Mengen von Kunstdünger die Fruchtbarkeit der Böden ab. Oft reicht die Ernte nur für ein halbes Jahr oder neun Monate. Die Männer sind dann gezwungen woanders Geld zu verdienen. Sie arbeiten als Träger, als Helfer auf den Teeplantagen in Darjeeling oder irgendwo als Tagelöhner. Viele finden nicht mehr zurück zu Frau und Kind, verschwinden irgendwo auf der Suche nach einem besseren Leben.

Auf einem Plateau oberhalb des Ortes schlichten die Dörfler Stein auf Stein für ein neues Gästehaus. Von hier sollen einmal erschöpfte Trekker einen herrlichen Ausblick hinunter auf das grüne Tal mit dem schäumenden Bhote Kosi, dem »Fluss der aus Tibet kommt«, und hinauf zu den steilen Flanken des eisbedeckten Doppelgipfels des heiligen Berges Gauri Shankar genießen.

Dieses Grenzgebiet zu Tibet durchwandern nur Reisegruppen mit einem lizenzierten Führer. Über den fast 5800 m hohen Trashi Lapsa-Pass führt ein weiter Weg in den Mount Everest-Nationalpark, vorbei am berüchtigten Tso Rolpa, dem Gletschersee, der vor einigen Jahren auszubrechen drohte. Daraufhin wurde mit internationaler Hilfe der Spiegel des Sees gesenkt und die Gefahr einer riesigen Flutwelle, die alle Dörfer mitgerissen hätte, gebannt. Die Landschaft im Schatten der Bergriesen ist gewaltig, aber was haben die Einheimischen davon? Verdient haben bislang in erster Linie die Trekkingagenturen im fernen Kathmandu und die Reiseanbieter overseas.

Tourismusentwicklung mit Maß und Ziel

Seit etlichen Jahren läuft ein Entwicklungsprojekt im Rolwaling Tal und im südlich gelegenen Hügelland. Nepal pur – wogende Reis- und Getreideterrassen, das bunte Treiben der Dörfer, lärmende Kinder und phantastische Blicke auf die weißen Gipfel. Die Bevölkerung – ein pittoreskes Gemisch aus verschiedenen ethnischen Gruppen und Kasten, Hindus und Buddhisten. Zusammen mit den Dorfgemeinschaften wird hier ökologisch und kulturell vertretbarer Tourismus aufgebaut. Sanft, mit Maß und Ziel, mit Geduld und Zeit, im Rhythmus des Himalaya. Projektträger ist Eco Himal, die Gesellschaft für ökologische Zusammenarbeit Alpen-Himalaya. Seit 1991 im Himalaya tätig, betreibt die Gesellschaft eine Reihe regionaler Entwicklungsprojekte. Armut verringern und Arbeit schaffen sind die vordringlichen Zielsetzungen der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit, die den Einsatz finanziert.

»Jegliche Arbeit erfolgt mit und durch die Dorfgemeinschaften. Wir sitzen stundenlang unter den Bäumen, hören uns an, welche Probleme bestehen, versuchen herauszufinden, für welche wir eine Lösung finden können. Kommunikation und gemeinsame Planung sind das Um und Auf!« Projektleiter Max Petrik ist mit seinem Team in rund 20 Dorfgemeinschaften präsent. Um diese später in einem Öko-Tourismusprojekt zusammenzubringen, waren zuerst einmal die ganz einfachen infrastrukturellen Vorleistungen mit den Einheimischen zu schaffen: Mehr als tausend Toiletten wurden gebaut und alle Dörfer haben jetzt gutes Trinkwasser. Hygiene, Gesundheitsvorsorge, Umweltschutz – während der Regenzeit wird studiert, gibt es Kurse in Schreiben, Lesen, Rechnen und Englisch. Die erste Öko-Lodge, eine Art »Energiesparhaus« mit Solarenergie, dient auch als Trainingszentrum. Die Einkünfte aus dem Tourismus sollen für soziale Dienstleistungen verwendet werden. Nicht einzelne sollen den großen Schnitt machen, sondern das ganze Dorf soll verdienen. Dieser armutsreduzierende Tourismus bezieht die Dorfleute als Akteure nicht nur ins Geschehen ein, sondern sieht sie als die eigentlichen Träger wie Nutznießer aller Bemühungen um wirtschaftliche und soziale Entwicklung.

Alle ziehen an einem Strang

In der kleinen Siedlung Yarsa, zwei Tagesmärsche von Simigaon entfernt, setzt man bei der Anlage eines Campingplatzes auf das »Zehn-Minuten-Konzept«. Jeder Dorfbewohner muss sich zehn Minuten täglich oder einen Tag im Monat an der Gemeindefarbe beteiligen, seinen persönlichen Teil zur Entwicklung des Dorfes beitragen. Nach anfänglichem Misstrauen haben die Bauern die Projektidee verstanden, sind überzeugt und ziehen mit.

»Wenn wir Reis anpflanzen, rechnen wir mit einer Ernte. Ähnlich erwarten wir Einkünfte von unserem Zeltplatz.« Kul Bahadur Thakuri hat sich bereit erklärt, auf dem Campingplatz Toiletten, Duschen und eine kleine Küche

für die Trekkinggruppen zu bauen, sein Nachbar Ashok wird ihm helfen. Das Geld, das die Wanderer einmal für die Benutzung des Campingplatzes zu zahlen haben, verhilft der Dorfgemeinschaft zu einem kleinen zusätzlichen Einkommen. Wofür es verwendet wird, entscheidet das dörfliche Entwicklungskomitee. Aus jedem Haushalt können zwei Personen im Entwicklungskomitee Mitglieder werden, damit die Frauen des Himalaya auch eine Stimme haben, mitreden und mitentscheiden können. Unter dem Titel Pro-poor Sustainable Tourism findet man in etlichen Ecken des Himalaya Projekte, denn dass Tourismus helfen kann, Armut zu überwinden hat sich herumgesprochen – bei internationalen Entwicklungshilfeorganisationen und auch bei der Welttourismusorganisation WTO.

»Ein paar Wasserhähne für Trinkwasser wären für das ganze Dorf eine feine Sache, besonders für die Frauen, die das Wasser jetzt aus dem Fluss holen müssen«, meint Bir Maya, eine stolze Tamang-Frau mit schönem Messingschmuck. Sie ist über 70, schleppt sich aber jeden Tag den Rücken krumm mit Wasserkrügen, Grünfutter und Feuerholz. Den jungen Frauen geht es nicht anders. Zwei Stunden hinunter zum Fluss und drei wieder hinauf, tagaus, tagein - so vergeht ihr Leben.

In entlegenen Bergregionen kann sorgfältig geplanter Tourismus einen wertvollen Beitrag zur Verbesserung der Lebensbedingungen leisten und er kann helfen, die Abwanderung der Bevölkerung in die Städte zu verhindern, indem er vor Ort Einkommen schafft. Neue Ideen wurden entwickelt, etwa die Einführung von Obstplantagen und Küchengärten. Um langfristig den Tourismus als zweite Einkommensquelle zu nutzen, muss das Produkt aber den Bedürfnissen der Touristen entsprechen. Die Qualität der Unterkünfte und der Dienstleistungen sind erheblich zu verbessern, auf die Einhaltung von Hygiene- und Sicherheitsstandards muss streng geachtet werden. Die Mitarbeiter von Eco Himal schulen Bergbäuerinnen in »kitchen and lodge management« und trainieren nepalesische Trekkingguides. Weil immer mehr Touristinnen weibliche Begleitung verlangen, wurden in den vergangenen Jahren etwa 40 junge Frauen in einem »female outdoor leadership training« zu Trekkingführerinnen ausgebildet, angeleitet von einer Everest-erfahrenen Sherpani. Sie sollen die Touristen sicher durch die Berge führen und ihnen auch vermitteln, sich verantwortungsbewusst mit den Menschen und der prachtvollen Natur dieser Region auseinanderzusetzen.

Kurt Luger: »Auf der Suche nach dem Ort des ewigen Glücks. Kultur, Tourismus und Entwicklung im Himalaya.« Innsbruck 2007.

www.ecohimal.org

TANSANIA – KILIMANDSCHARO

Robert Lessman

Tansania. Der Name weckt Assoziationen: Serengeti, Ngoro Ngoro – Krater, Safari, Wildlife, aber auch an die Strände des indischen Ozeans und die Gewürzinsel Sansibar – und eben den Kilimandscharo, mit 5.895m der höchsten Berg Afrikas. Die Gegend um den Kilimandscharo gehört zu den reicheren Landesteilen. Mit seinen 80 Mal 50 Kilometern Ausdehnung etwa so groß wie der Harz, stellt das Kilimandscharo – Massiv eine Art Paradies dar, inmitten der lebensfeindlichen Massai – Steppe. Die Höhenlage, von der ostafrikanischen Hochebene (auf bereits ca. 1.000 m ü.d.M.) aufsteigend, sorgt für ein angenehmes Klima verglichen mit dem feucht-heißen, malariageplagten Küstenstreifen, das Bergmassiv selbst für ausreichend Niederschläge und fruchtbare Vulkanböden, auf denen vor allem Kaffee und Bananen gedeihen. So wirkten die Bergregionen im Norden des heutigen Tansania (von 1889-1918 Deutsch-Ostafrika, dann britisches Protektorat) als Anziehungspunkt für europäische Siedler, Missionare und Entwicklungshelfer, was eine relativ große Dichte nicht nur an Kirchen und Missionsstationen, sondern auch an Schulen und Gesundheitsposten mit sich brachte.

Die Region um den Kilimandscharo im Norden Tansanias und im Süden Kenias ist Massai – Land; die Massai sind nomadisierende Viehhirten. Um den Berg im engeren Sinne leben die Chagga, ein Bantu – Volk, von dem schon die ersten europäischen Besucher, wie die deutschen Missionare Krapf und Rebmann (1848) und der Erstbesteiger Hans Meyer (1889) berichteten und deren Häuptlinge Mandara und Orombo mit ihren Namen als Pate für die Hüttenhöfe an der Marangu-Route fungieren.

Tansania belegt Platz 159 (von insgesamt 177) beim Index für menschliche Entwicklung der Vereinten Nationen und ist damit unter den hier vorgestellten Ländern das ärmste. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 51 Jahren; 90% der Menschen müssen mit weniger als zwei US Dollar pro Tag auskommen, 58% mit weniger als einem. Tansania hat 38,5 Millionen Einwohner; das Bevölkerungswachstum ist mit 2,9% jährlich hoch.

Tansania ist mit 945.087 Quadratkilometern etwas zweieinhalb Mal so groß wie Deutschland und hat 36,7 Millionen Einwohner. Mit seiner Unabhängigkeit im Jahre 1961 war Tansania ein bunter Vielvölkerstaat auf einem von den Kolonialmächten künstlich geschaffenen Staatsgebiet. Bis zu 127 verschiedene Sprachen registriert man dort. Das Zusammenleben bringt Spannungen. Doch keines dieser Völker ist groß genug, Hegemonieansprüche anmelden zu können. Dass es nicht in vergleichbarem Ausmaß zu Konflikten zwischen den ver-





Eco Himal Wasserleitung, Nepal 2000



Kochen auf der Mandara-Hütte (2700m), Kilimandscharo 1997

Dorfversammlung, Nepal 2000



Aufstieg zur Leibo-Hütte (4703 m), Kilimandscharo 2006





Träger im Abstieg von der Leibo-Hütte, 2008



schiedenen Volksgruppen kommt wie in vielen Nachbarländern ist daneben wohl ein Verdienst des »Lehrers der Nation« und langjährigen Präsidenten Julius Nyerere, der großen Wert auf die nationale Einheit legte, die umfassende Verbreitung des Kiswahili als Landessprache, den Aufbau eines einheitlichen Gesundheits- und Bildungssystems. Nyereres Politik des »Afrikanischen Sozialismus« und des Vertrauens auf die eigenen Kräfte (self-reliance) scheiterte jedoch im wirtschaftlichen Bereich und brach in der ersten Hälfte der 1980er Jahre zusammen. Nyerere selbst trat 1985 als Präsident und 1990 als Vorsitzender der Einheitspartei zurück. Er verstarb im Jahr 1999. Tansania hat deutlich schlechtere Sozialdaten als der »reichere« Nachbar Kenia, der allerdings früher schon bevorzugte Siedlerkolonie war.

Bekannt geworden sind historische Sklavenkarawanen, mit denen zum Beispiel Elfenbein aus dem Landesinneren zur Küste transportiert worden ist. Das Tragen am Berg allerdings kam erst mit den ausländischen Besuchern und ist am Kilimandscharo wahrscheinlich noch weniger mit dem Rest der Volkswirtschaft verwoben als in den Anden oder im Himalaya.

[Doppelseite

1. cd3 porterperu1

2. cd3 porterperu07.jpg abstieg v. phuyu]

PERU – ANDEN UND DIE INKA WEGE

Robert Lessman

Wenn von Peru die Rede ist, so denkt man an die Inka und die Anden, obwohl doch die Hälfte des Staatsgebiet auf amazonisches Tiefland entfällt und ein Inka – Reich als solches keine Hundert Jahre lang bestand. Aber natürlich war das heutige Peru die Heimat spektakulärer Hochkulturen, die bestaunenswerte kulturelle Leistungen hervorbrachten, in der Steinbearbeitung, Weberei, Töpferei, aber auch in der Landwirtschaft, mit Systemen künstlicher Bewässerung und der Terrassierung der Berghänge; Terrassen heißen im Spanischen übrigens andenes und weil die Conquistadores so viele davon vorfanden, nannten sie das ganze Gebirge Los Andes, die Anden. Tiwanaku (mit dem Zentrum im heutigen Bolivien) und Huari im Andenhochland; Chavín, Moche, Chimú, Nasca, Paracás an der Küste: Mit ihrer Expansion aus dem engen Tal von Cuzco hinaus waren die Inka ab 1438 sozusagen der Kulminationspunkt dieser Kulturen, die allesamt so geheimnisvoll sind, weil wir über keine schriftlichen Aufzeichnungen aus der Zeit vor der spanischen Conquista ab 1532 verfügen.

Die andinen Hochkulturen wurden ausgelöscht und die indianischen Völker fraßen den Staub der Geschichte: Dezimiert und ausgebeutet, gering geschätzt und der »Ausrottung des Aberglaubens« unterworfen, wird ihre Kultur noch heute vielfach als »Entwicklungshindernis« angesehen, das es zu überwinden gelte. Die Unabhängigkeit des Jahres 1821 war vor allem eine Loslösung der europäisch-stämmigen Neuwelt-Eliten von der Spanischen Krone. Die indianische Bevölkerung fühlte sich die längste Zeit von deren Republik nicht vertreten, fühlte sich wirtschaftlich und sozial marginalisiert. Doch es bildete sich eine Schicht von Mestizen heraus. Die sozialen Schichten verlaufen weitgehend parallel zu den ethnischen: Wenn Sie am Inka-Trail trekken, dann haben Sie wahrscheinlich (indianische) Quetschwa-Träger und einen Mestizen als Führer und Koch und sehr wahrscheinlich wird ihr Trek von einer Agentur organisiert, deren Besitzer ein Weißer ist oder ein Mestize.

Auch wirtschaftlich ist Peru stark fragmentiert: Mehr als 50% des Bruttoinlandsprodukts werden im Großraum Lima erwirtschaftet. Mit dem Erwachen eines neuen indianischen Selbstbewusstseins spiegelt sich das auch in der Politik wieder: Lima wählt traditionell eher konservativ. Nach dem Sieg des Populisten Ollanta Humala im ersten Wahlgang der Präsidentschaftswahlen 2006 stimmten der Norden und die Küstenregion für den sozialdemokratischen Ex-Präsidenten Alan García, der andine Süden für Humala. García gewann.

Peru hat 1.285 Quadratkilometer und 28 Millionen Einwohner, von denen rund 45% indianischer Abstammung sind und 37% Mestizen. Mit seiner geographischen Vielfalt – dem wüstenhaften Streifen an der Pazifikküste, dem Hochgebirge der Anden und deren Ostabhängen, an denen die feuchthei-



ße Luft aus Amazonien kondensiert (la ceja del monte, die Augenbrauen der Berge wie die Peruaner sagen) und schließlich dem amazonischen Regenwald selbst gehört Peru zu den Ländern mit der größten Artenvielfalt auf der Erde. Peru belegt beim Index für menschliche Entwicklung einen Mittelplatz (87). Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 70,7 Jahre, das Bevölkerungswachstum liegt bei 2%. 87,9% der Erwachsenen können lesen und schreiben. 30,6% der Bevölkerung muss mit weniger als zwei US Dollar pro Tag auskommen; 10,5% mit weniger als einem.

Selbstverständlich wurden in und zwischen den Dörfern der Hochanden Lasten getragen. Meist aber bediente man sich in vorkolonialen Zeiten der Lamas, die allerdings nicht mehr als 20 Kilo tragen. Die Inka legten ein Wegesystem an, das 40.000 Kilometer umfasste und die spanischen Eroberer in Erstauen versetzte. Der Capaq Ñan stellte das Rückgrat der Infrastruktur des Reiches dar. Angelegt vom vorletzten Inka Huayna Capaq (sicherlich auf der Grundlage bereits bestehender Wege), führte er von Quito im heutigen Ecuador bis mindestens zum Titicaca – See und war bis zu 12 Meter breit. Das Rad kannte man nicht. Lamakarawanen besorgten hier einen unablässigen Güterverkehr.

Die Spanier bestaunten dieses einmalige Wegesystem, konnten damit aber wenig anfangen. Ihre Pferde rutschten auf den Steinplatten der Pflasterung und ruinierten sich die Hufe. Wegen der vielen Treppenstufen konnte man auf ihnen auch nicht mit Kutschen fahren. Die meisten Inka-Wege gerieten in Vergessenheit. Entlang der Pazifikküste existierte eine zweite Nord-Süd-Verbindung; daneben gab es eine Reihe von Querverbindungen und Nebenwegen. Entlang der Inka-Wege existierte es ein System von Rasthäusern, so genannten tambos und Vorratslagern, ohne die ihr despotischer Wohlfahrtsstaat undenkbar gewesen wäre. Der heutige Inka-Trail nach Machu Picchu führt zum Teil über die alte Verbindung zwischen Cuzco und Amazonien und benutzt ansonsten Verbindungswege zwischen verschiedenen Inka-Siedlungen.

Bekannt geworden sind die Chasquis. Eine Elite von Botenläufern, die im Staffellaufsystem Nachrichten überbrachten. Alle zehn bis fünfzehn Kilometer – je nach Gelände – lösten sie sich ab. Die Überbringung einer Nachricht von Quito nach Cuzco dauerte sechs bis sieben Tage. Doch wurden nicht nur Botschaften übermittelt, Chasquis transportierten auch besondere Waren. Einer der Inka-Plattenwege stellt die kürzeste Verbindung zwischen der Inka-Hauptstadt Cuzco und der Pazifikküste her. Ganz offensichtlich auf der Suche nach der direkten Linie ignoriert er größere Ansiedlungen und durchquert mehr als 4000 Meter hohe, wüstenhafte Hochebenen. Eineinhalb Tage sollen die Chasquis für die 450 Kilometer von Puerto Inka nach Cuzco gebraucht haben, um dem Inka frische Meeresfrüchte zu bringen. Lastenträger kann man sie aber nicht nennen.

NEPAL: LAND IM HIMALAYA

Robert Lessman

Himalaya bedeutet »Schneewohnung« und diese Lage hat die Geschichte Nepals maßgeblich bestimmt, obwohl heute rund 50% der Wirtschaftsleistung im tropischen Tiefland des Terai erwirtschaftet werden, der fruchtbaren Kornkammer, die bereits zur Ganges – Ebene gehört. Offen und geschlossen sind zwei Daseinszustände, die historisch prägend waren für das Land und die ihrerseits durch die extreme Geographie maßgeblich mitbestimmt wurden. Das Kathmandu – Tal, das heute sieben Stätten beherbergt, die von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt wurden, gelangte wegen seines Charakters einer geschützten Durchgangsstation zu Wohlstand. Die Handelskarawanen, die zwischen Indien und Tibet unterwegs waren, mussten dort verweilen, wenn im Himalaya die Pässe verschneit oder während des Monsuns die Ebenen des Terai unpassierbar waren. Heute ein »Entwicklungshilfeempfänger« par excellence - sie entspricht 7,5% des Bruttoinlandsprodukts - exportierte Nepal während der Blüte des Kathmandu – Tals vor 500 Jahren seine herausragenden Handwerker nach Lhasa und Benares. Der Architekt und Bronzegießer Arniko aus Patan wurde zum Direktor der Bronzemanufaktur am Hof in Peking berufen. Heute ist die Straße nach Tibet nach ihm benannt. Der Arniko-Highway, wurde im Jahr 1966 mit chinesischer Hilfe gebaut.

Das moderne Nepal ist von zwei regionalpolitischen und heute zunehmend auch weltpolitischen Giganten eingeschlossen: China und Indien. Letzteres wurde im Jahr 1947 unabhängig. Im Oktober 1950 marschierten Truppen der Nationalen Volksarmee in Tibet ein. Aus Furcht vor einer Annexion öffnete sich das abgeschottete Himalaya – Königreich im Jahr 1951 für ausländische Besucher: Bis dahin war Nepal von ausländischem Einfluss und technischem Fortschritt weitgehend abgeschnitten gewesen. Die ersten Autos für Mitglieder der Rana-Königsdynastie waren in den 1920er Jahren in Kisten verpackt in Einzelteilen herein getragen und vor Ort zusammengebaut worden. Erst 1956 wurde mit indischer Hilfe der Tribhuvan Rajpath gebaut, die erste Straßenverbindung nach Indien.

Nepal hat eine maximale Ost-West-Ausdehnung von 885 Kilometern und die Entfernungen von Nord- und Südgrenze schwanken zwischen 145 und 241 Kilometern; mit seinen 147.181 Quadratkilometern Fläche ist Nepal etwa so groß wie Österreich und die Schweiz zusammen. Nepal hat 28 Millionen Einwohner und mit 2,3% ein hohes Bevölkerungswachstum. Zerklüftet wie das Bergland ist auch die Gesellschaft: soziale Gegensätze, Kasten und etwa 100 ethnische Gruppen oder Völker sowie 70 unterschiedliche Sprachen und Dialekte gibt es.





KILIMANDSCHARO – TEE FÜR MUZUNGU

Robert Lessman

Ostafrika. Elend auf Schritt und Tritt. Menschen liegen zusammengekauert im Geröll und schnappen nach Luft. Weiße Menschen sind es, von denen einige im spärlichen Schein der Stirnlampen ihr knappes Frühstück aus Tee und Keksen wiedergeben, das sie um Mitternacht eingenommen haben. Es beginnt zu dämmern.

Vor uns liegen noch 200 Höhenmeter Aufstieg bis zum Kraterrand am Gillman's Point (5685 Meter) und – die wenigsten werden das dann noch auf sich nehmen – weitere 210 Meter bis zum Uhuru Peak (5896 Meter), dem höchsten Punkt Afrikas. Vor die Erhabenheit hat die Natur Entbehrungen gesetzt: Mehr als 4000 Meter Höhenunterschied und gut 40 Kilometer Distanz auf der einfachsten Route. Am ersten Tag bedeutet dies den Aufstieg zwischen 1800 und 2700 Meter durch einen Regenwald auf befestigten Wegen aus Lava - Tuff - Kieseln auf denen das Wasser versickert, zum Millenniums-Jahr 2000 vom Nationalpark angelegt, um Erosionen zu vermeiden. Früher gab es hier fast immer knöcheltiefen Morast. Kaltluft aus der Gipfelregion stößt hier auf die warme Luft der ostafrikanischen Hochebene, weshalb es fast täglich regnet.

Am zweiten Tag bleiben die Wolken der Regenwaldzone zurück und ein Wald aus baumhohen Heidegewächsen wird durchstiegen – the giant heather forest. Schließlich gibt die spärlicher werdende Vegetation den Blick auf die beiden Gipfel Kibo und Mawenzi (5149 Meter) frei. Die splittigen Felstürme des Mawenzi, des »Schrundigen«, sind die Überreste eines sehr viel älteren Vulkans, dessen Kraterrand bei einer gewaltigen Explosion abgesprengt wurde. Bei Horombo (3700 Meter) wird der vulkanische Ursprung des Kilimandscharo-Massivs deutlicher. Die Lava ist hier zu felsigen Tälern geronnen, die noch heute den glühenden Fluss nachvollziehen lassen. Typische, an Trockenheit und große Temperaturunterschiede besonders angepasste Pflanzen runden das Bild ab: Baumartige, großblättrige Senecien, silbrige Lobelien, Fackellilien...

Auf Horombo fordern mangelndes Training, Bergerfahrung und Höhenanpassung ersten Tribut: Kopfschmerzen und Übelkeit können auftreten. Hier empfiehlt sich ein Rasttag, eine kleine Akklimatisierungstour zum 4300 Meter hohen Mawenzi-Sattel oder die Erforschung der einzigartigen Vegetation. Technische Schwierigkeiten gibt es auf der Normalroute keine; ein Absturz ist selbst durch aktives Hinunterspringen nicht herbeizuführen. Doch wehe dem, der die Warnsignale seines Körpers missachtet. Alles Weitere wird dann zur Quälerei. Tritt Erschöpfung oder Durchfall hinzu, so kann es schnell zu lebensbedrohlichen Situationen kommen.

Ein Vorstoß in die »Kältewüste« des 34 Quadratkilometer großen Sattelplateaus stellt für das Gros der Aspiranten bereits den Höhepunkt ihrer bisherigen bergsteigerischen Laufbahn dar. Hier können zwischen den von der äquatorialen Vormittagssonne aufgeheizten Lavasteinen und dem Nachtfrost Tempera-

TANSANIA

Human Development Index	159 (von 177)
Fläche	945.087 qkm
Einwohner	38,5 Mio.
Bevölkerungswachstum	2,9%/a.
% der Bev. <2 USD/Tag	89,9
% der Bev. <1 USD/Tag	57,8
Alphabetisierung	30,6%
Lebenserwartung	51 Jahre
Trägerbezahlung	5 USD/ Tag (Empfehlung)
Lastenbegrenzung	20 kg

NEPAL

HDI	142
Fläche	147.181 qkm
Einwohner	28 Mio.
Bevölkerungswachstum	2,3%/a.
% der Bev. <2 USD/Tag	68,5
% der Bev. <1 USD/ Tag	24,1
Alphabetisierung	50%
Lebenserwartung	62 Jahre
Trägerbezahlung	5 USD/ Tag (üblich)
Lastenbegrenzung	keine, üblich >30 kg

PERU

HDI	87
Fläche	1.285.216 qkm
Einwohner	28 Mio.
Bevölkerungswachstum	2%/a.
% der Bev. <2 USD/Tag	30,6
% der Bev. <1 USD/Tag	10,5
Alphabetisierung	87,9%
Lebenserwartung	71 Jahre
Trägerbezahlung	10 USD/ Tag (Reglement)
Lastenbegrenzung	20 + 5 Kilogramm

Quelle: Weltentwicklungsbericht der Vereinten Nationen 2007/2008.





turunterschiede von 60 Grad und mehr herrschen. Die wenigen Niederschläge versickern im Lava-Tuff. Entsprechend spärlich – und sonderbar – ist die Pflanzenwelt, gespenstisch die Mondlandschaft, wenn um die Mittagszeit der Nebel aufsteigt.

»...und dort vor ihnen, so weit er sehen konnte, so weit wie die Welt, groß, hoch und unvorstellbar weiß in der Sonne, war der flache Gipfel des Kilimandscharo. Und dann wusste er, wohin er ging.«

Ernest Hemingway: »Schnee auf dem Kilimandscharo«.

Auf der Kibo-Hütte hört der Spaß auf. Probleme mit der Höhe hat hier, auf 4700 Meter, fast jeder. Der Höhenunterschied ist in diesen wenigen Tagen einfach zu groß. Um sich angemessen zu akklimatisieren, müsste man in Höhen zwischen 4000 und 5000 Meter eine Woche verweilen; das tut niemand, schon wegen der üppigen Eintrittsgebühr, die jeder Tag im Kilimandscharo Nationalpark kostet. Manche erreichen die Hütte, um sich zu übergeben oder mit pochendem Puls und Kopfschmerzen unverzüglich das Lager aufzusuchen. Der Gedanke, ob sie sich mit dem bevorstehenden – und dann kaum Erfolg versprechenden – nächtlichen Martyrium wirklich noch einen Gefallen tun, scheint nur die wenigsten zu plagen. Derselbe Ehrgeiz, der sie bis hierher gebracht hat, will sie noch zum Gipfel führen; schließlich hat man viel Geld dafür ausgegeben. Statt herrlicher Wanderungen in der einmaligen Landschaft tieferer Lagen steht ihnen, meist bei Eiskälte, 950 Meter Aufstieg über einen Geröllhang bevor, der zum monotonsten gehört, das die Weltberge zu bieten haben. Der Sonnenaufgang am Kraterrand stellt dann allerdings selbst die pathetische Beschreibung Hemingways in den Schatten. Um ihn zu erleben – und weil um die Mittagszeit fast immer Wolken aufziehen – geht man schon um Mitternacht los. Ein weiterer Vorteil: Die Dunkelheit verhüllt den deprimierenden Blick auf die schier endlosen Geröllfelder.

Den Weiterweg zum Uhuru Peak (Freiheitsspitze), die bis zur Unabhängigkeit Tansanias im Jahr 1961 noch Kaiser-Wilhelms-Spitze hieß, schenken sich die allermeisten. Ohnehin erreichen nur 15 Prozent derer, die es versuchen, den Kraterrand, wie Mathew Mombo weiß, der »Warden« (Chef) des Nationalparks. 1995 waren es immerhin 13.600 Besucher; inzwischen sind es mehr als doppelt so viele. Die Infrastruktur des Parks hat den Berg (scheinbar) entschärft. Sie macht es möglich, dass sich auch Ungeübte und Gelegenheitswanderer den »Kili« vornehmen. Über den Kilimandscharo-Airport und eine der wenigen Asphaltstraßen Tansanias ist der Ausgangspunkt, Marangu, in nur acht Flugstunden plus einer Stunde Autofahrt bequem erreichbar. Hüttendörfer (Mandara, Horombo und die Kibo-Hütte), im Rahmen eines norwegischen Entwicklungsprojekts errichtet, gewährleisten eine relativ komfortable Unter-

bringung und verfügen über einen Rettungsdienst, der im Eintrittsgeld enthalten ist.

Einheimische Führer, Köche und Träger sorgen für einen bequemen Aufstieg. Die Menüs, die sie in den dunklen, rauchigen Küchenhütten am Holzfeuer bereiten, sind von erstaunlicher Qualität. Feuerholz dafür müssen sie schon auf Horombo in zweistündigem Fußmarsch heranschaffen; die Kibo-Hütte wird von Trägern mit Holz und Wasser versorgt. Dass es dabei im Rahmen des ökologisch verträglichen bleibt, dafür sorgt seit 1977 die Nationalpark-Verwaltung als Betreiberin der Hütten.

Die Väter der meisten Gipfelsiege am Kilimandscharo sind schwarz. Sie nehmen den Muzungu, den »reichen Weißen«, so weit es geht alle Belastungen ab. Als Führer verdienen sie sechs, als Träger nur fünf Dollar pro Tag. Assistenzführer begleiten »Abbrecher« zurück in tiefere Lagen und sorgen in schlimmen Fällen für den Abtransport per Trage. Für die Kaffeebauern aus Marangu ist der Knochenjob am Berg eine willkommene Abwechslung zur Landwirtschaft und ein willkommenes Zubrot, für Arbeitslose aus den nahen Städten Moshi und Arusha oft die einzige Verdienstmöglichkeit. In Zusammenarbeit mit der Parkverwaltung haben einige von ihnen bereits 1995 eine Art Gewerkschaft (»Kilimandscharo National Cooperative Association«) gegründet, die unter anderem ein Versicherungswesen für die Träger und Führer schaffen will.

Doch auch wenn das Gepäck getragen, die Mahlzeiten bereitet und der Tee serviert wird: Der Kilimandscharo bleibt ein großer Berg, der nicht zu unterschätzen ist. Hinaufsteigen muss auch der Muzungu schließlich selbst.

Modifiziert und aktualisiert; Erstveröffentlichung: Südwind-Magazin 3/1997

EVEREST – »PLAYGROUND OF THE WORLD«

Robert Lessmann

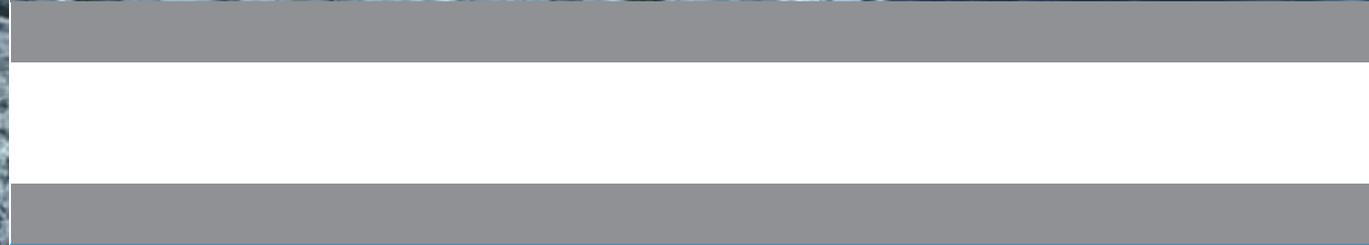
»Schon immer kamen viele Pilger, um Jomo Miyo Lang Sangma zu sehen. Sie ist sehr hübsch. Sie reitet einen roten Tiger und strahlt orangefarben«, erzählt Ngawang Tenzin Zangbu, der Abt des Tengboche-Klosters, das in 3.870 Metern Höhe in Khumbu, dem Sherpa-Land zu Füßen des Mount Everest liegt. Jomolongma, heisst der höchste Berg der Erde in der Sprache der Sherpa, Göttin-Mutter. »Sie ist heilig, Sitz von Jomo Miyo Lang Sangma, einer der fünf Schwestern des langen Lebens. Sie gibt Nahrung«, sagt Tenzin Zangbu.

Bergvölker sind von der Gnade der Berge abhängig - und sie wissen es. Der Himalaya ist neben den Anden die gewaltigste Wetterscheide. Berge sind verantwortlich für Regen und Trockenheit. Ihre Gletscher spenden das lebensnotwendige Wasser auch während der Trockenzeit. Doch Berge sind auch eine permanente Bedrohung. Jederzeit kann eine tödliche Gefahr herabfallen oder -rutschen. Von Lawinen und Erdbeben besonders gefährdet sind die Menschen in den jungen, schroffen Gebirgen, wie dem Himalaya. Mehr als einmal wurden in den Tälern ganze Ortschaften von Sturzbächen weggespült.

»Den Schuft haben wir erledigt«, soll Hillary nach dem Gipfelsieg trotzig triumphiert haben. Tenzing Norgay hat das Geheimnis nach Jahren gelüftet: Hillary war an jenem 29. Mai 1953 als erster auf dem Gipfel. Oder waren doch Irvine und Mallory vor ihm da, die bereits im Jahr 1924 hoch oben auf der tibetischen Nordseite des Berges verunglückten? »Wir waren jedenfalls die ersten, die auch wieder herunter gekommen sind«, sagte Hillary. Es war die Zeit der Auflösung der Kolonialreiche. Nepal öffnete im Jahr 1951 seine Grenzen für ausländische Besucher. Nach der Unabhängigkeit Indiens (1949) und der Annexion Tibets durch die Chinesen (1950/51) fürchtete das kleine, isolierte Himalayakönigreich, von seinen übermächtigen Nachbarn zerrieben zu werden. Der run auf die Achttausender begann. Acht von zehn der höchsten Berge stehen in Nepal. Expeditionen waren jeweils noch eine nationale Angelegenheit, wurden vielfach straff militärisch organisiert. Die Tradition der kolonialen Inbesitznahme wirkte nach, die Flagge als Symbol dafür. Maurice Herzog und Luis Lachenal pflanzten 1950, die Tricolore auf den 8.091 Meter hohen Annapurna. Schneeblind und mit schwersten Erfrierungen kehrten sie ins Basislager zurück. Im Wettlauf um den »dritten Pol« wurde durch die Öffnung Nepals die leichtere Südseite des Everest zugänglich. Die Nachricht vom Gipfelsieg am 29. Mai wurde bis zum 2. Juni zurückgehalten, dem Krönungstag von Queen







Elisabeth II, wo die »Times« mit der Schlagzeile erschien: »Der krönende Triumph«. Der neuseeländische Imker Edmund Hillary wurde für seine Verdienste um Union Jack und Commonwealth zum Sir, hatte aber bereits auch einen nepalesischen Wimpel dabei, einen indischen und den der UN.

»The Playground of Europe« heißt Sir Lesley Stephens Klassiker über die »Goldene Zeit des Bergsteigens« im 19. Jahrhundert in den Alpen, als junge Aristokraten das Klettern als spannendere Alternative zur Fuchsjagd betrieben. Aus den Bergbauernburschen, die ihnen den Weg zeigten, und die Ausrüstung und Proviant zu den Einstiegen der Viertausender schleppten, entwickelte sich eine professionelle Bergführerzunft, die Spitzenalpinisten hervorbrachte. Der Himalaya - und besonders der Everest - wurde im Zeichen der beginnenden Globalisierung zum »Playground of the World«. Der Südtiroler Reinhold Messner stieg als erster auf alle Achttausender und betrat auch am Everest zweimal Neuland: Mit der ersten Besteigung ohne künstlichen Sauerstoff (1978) und mit dem ersten absoluten Alleingang über den Nordostgrat (1980). Die Expeditionen wurden kleiner und individueller. Messner wollte 1978 auf dem Gipfel eine »naive Antwort auf die Seinsfrage« gefunden haben. Es ging nicht mehr um Nationalfarben, sondern um Auflagen, Einschaltquoten, Sponsorenverträge. Für Nachahmer blieb er unerreicht, wie sehr sie sich auch bemühten, mit immer absurderen Rekorden Aufmerksamkeit zu erheischen. Der erste Gleitschirmflug vom Gipfel, die erste Skiabfahrt, der älteste (66) und der jüngste (16) Gipfelsieger, der erste Blinde, der erste Gehbehinderte, 88 Besteigungen an einem Tag, kommerzielle Expeditionen für zahlende Kundschaft zwischen 13.000 und 65.000 US-Dollar. Auch mitgeschleppte Satellitentelefone können allfällige Tragödien nicht verhindern, erlauben aber, dass ein letztes Gespräch des erfrierenden Bergsteigers mit seiner Frau daheim doch noch Schlagzeilen macht. Messner kommentierte diese Entwicklung des Bergsteigens am Everest unlängst in einem Beitrag: »Der Gipfel der Aussichtslosigkeit«. Mit einem Vierteljahrhundert Distanz spricht er nunmehr statt von der Seinsfrage von einer Leere im Kopf beim Abstieg 1978.

Der junge Kaji Sherpa kletterte 1998 in achtzehn Stunden vom Basecamp zum Gipfel, gesponsert von der Tuborg-Brauerei. Eine neue Sherpa-Generation versucht sich einen Namen zu machen, um als Führer bei kommerziellen Expeditionen Geld zu verdienen. Nicht am Sinn, aber an der Machbarkeit dieser Schnelligkeitsrekorde, zweifelt Ang Rita Sherpa (60). Sie seien nur denkbar, weil heute eine Kette von Lagern besteht, auf die der Alleingänger im Notfall zurückgreifen kann. Und Ang Rita weiß wovon er spricht. Schließlich stand er zwischen 1980 und 1996 für diverse Arbeitgeber zehnmal auf dem Gipfel, immer ohne künstlichen Sauerstoff. Fragt man den »Schnee Leoparden« nach seinen Motiven antwortet er lächelnd: »Sie haben mich verdammt gut bezahlt.«

Nepal ist eines der ärmsten Länder der Welt. Die Hälfte der Menschen lebt unterhalb der Armutsgrenze. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 58 Jahre. Nur 27% der Erwachsenen können lesen und schreiben. Als Sir Edmund Hillary in den 60er Jahren mit seinen »Schulexpeditionen« westlich-formelle Bildung nach Khumbu brachte, musste sein Postläufer Briefe noch bis Bhaktapur tragen. Weiter als bis zu der, 15 Kilometer vor den Toren der Hauptstadt Kathmandu gelegenen alten Königsstadt reichte das Straßennetz noch nicht. Im Rahmen dieser Schulexpeditionen wurde 1964 die Landepiste in Lughla angelegt, die den Zugang zum Khumbu und den Trek zum Everest-Basecamp um eine Woche verkürzt.

Die nepalesische Gesellschaft ist so zerklüftet wie der Himalaya: 36 Volksgruppen (manche Quellen sprechen von bis zu 60) mit eigener Sprache leben dort, von Kastenschranken und den sozialen Gegensätzen zerrissen. Die rund 35.000 buddhistischen Sherpa sind nur eine davon im 25-Millionen-Hindu-Königreich. Die »Leute aus dem Osten«, die ab dem Ende des 16. Jahrhunderts die Täler südlich der Himalayakette besiedelten, trotzten der kargen Berglandschaft Buchweizen ab und Kartoffeln, das eine oder andere Gemüse, lebten von Milch und der Wolle ihrer Yaks. Stets bestand auch ein enger Austausch zwischen ihrer alten Heimat, Tibet, und den tieferen Tälern des Südens. Der Handel war das zweite Standbein der Sherpa, Angelegenheit der Männer, während sich die Frauen um Haus und Hof kümmerten. Die Waren wurden auf den steilen Gebirgspfaden getragen, von Yaks oder von ihnen selbst.

Durchgangsstation zwischen Tibet und Indien, waren die Nepali stets aufgeschlossen, gastfreundlich und mobil. Häuser entlang der Transitrouten, sogenannte bhattis, boten den Reisenden Tee, Mahlzeiten und einfache Unterkunft. Als nach der Öffnung für ausländische Besucher erst Expeditionen kamen, dann Trekker in immer größerer Zahl, wurden aus den einfachen bhattis Lodges, die heute auch mit hot shower und Pizza um Gäste werben.

Baburam Rai arbeitet als Träger für Trekking-Gruppen: Als »Sherpa« würden wir sagen, aber Sherpa ist er eben nicht. Er gehört der Volksgruppe der Rai an. Die Sherpa der Khumbu-Region gehören heute in Nepal zu den Wohlhabenden, sind Besitzer von Trekking-Agenturen, Hotels, Lodges, arbeiten als Hochträger bei Expeditionen oder als Führer von Trekking-Gruppen. Die einfachen Träger kommen aus anderen Volksgruppen und tieferen Lagen: Baburam Rai ist eigentlich Bauer. Reis und Hirse baut er an, doch die Terrassenfelder am Steihang geben nicht mehr her, was seine Frau und die vier Kinder zum Leben brauchen. Im Frühjahr und im Herbst arbeitet er daher für Trekking-Gruppen. Dreißig Kilo wiegen die Standardlasten: ein Knochenjob. Er bekommt dafür fünf US Dollar am Tag plus Verpflegung, deutlich mehr als ein normaler Lastenträger. Als Landarbeiter würde er nur rund einen Dollar verdienen.

Namche Bazar, auf 3.450 Metern Höhe gelegen, ist der zentrale Handelsort von Khumbu. Noch immer kommen die Yak-Karawanen der Tibeter über den 5.716 Meter hohen Gletscherpass Nangpa La hierher zum Markt. Fast zwei Wochen sind sie dazu - hin und zurück - unterwegs. Neben den kunstvollen Teppichen bringen sie heute vor allem Billigtextilien, Plastikgeschirr und andere einfache Konsumgüter aus China. Auf den Dächern ragen neben buddhistischen Gebetsfahnen auch Satellitenschüsseln in den Himmel. Während vor wenigen Jahren noch der Postläufer zweimal wöchentlich Briefe hinunter zur Flugpiste nach Lughla brachte, soll es heute in Namche Bazar und Umgebung 120 Telefonanschlüsse geben. Trekker und Bergsteiger erwartet unter anderem eine Sauna, eine Disco, Hermann Helmers Bäckerei hat Konkurrenz bekommen und es gibt mehrere Cyber-Cafes. »Namche Bizarre«, spottet das Wortspiel. Bei uns, sagen die Nepali scherzhaft, gibt es drei Religionen: Hinduismus, Buddhismus, Tourismus. Die Region um den höchsten Berg der Welt stellt naturgemäß einen besonderen Magnet dar. Waren es Anfang der 80er Jahre gut 4.000, so kamen zur Jahrtausendwende 22.000 Besucher in den Nationalpark am Fuße des Everest. Brennstoffmangel, Entwaldung und Müllprobleme sind der Preis. Das Nachsehen hat die Bevölkerung in den weniger besuchten Randzonen, die mit inflationären Preisen konfrontiert ist. Entlang der Trekkingroute eröffnen Wohlstand und der Kontakt zu ausländischen Besuchern Reise- und Bildungsmöglichkeiten, vor allem für die junge Generation. Beschäftigung, gerade für höher gebildete, ist freilich begrenzt. Die Sherpa-Bevölkerung nimmt ab: Durch hohe Sterblichkeit (incl. Bergunfälle), aber auch durch Abwanderung.

Shangri La, vor 60 Jahren vom britischen Romanschriftsteller James Hilton erfunden, ist ein Paradies, wo, hoch oben im Himalaya, Mensch und Natur im Einklang leben. Es funktioniert wie beim Trivialroman: Die Gäste suchen das Klischee des spartanischen, heroischen, fleißigen, ehrlichen, bescheidenen, gastfreundlichen usw. usw. Bergvolkes, sagt Vicanne Adams in ihrer provokativen Studie, »Tigers of the Snow and other Virtual Sherpas«: Und genau das bekommen sie vorgeführt. On-stage, back-stage: Man spielt seine Rolle. Wenn der letzte Trekker zu Bett gegangen ist, dann wird die Folklore im Kassettenrekorder durch Brain Adams ersetzt, dann machen Träume von einem Job in Hongkong oder Japan die Runde. Aber: »A Sherpa remains a Sherpa«, weiß Kurt Luger, Kommunikationswissenschaftler aus Salzburg und Vorsitzender von Eco Himal, der Sherpa-Jugendliche über ihre Sicht der Entwicklung und ihre Zukunftsvorstellungen befragt hat. In der Tat: Sherpa-Migranten schicken Geld und kommen zu Besuch. Die Verbindung hält. Folgt man Lugers Untersuchung, so ist es vor allem die Religion, die den sozio-kulturellen Kitt bildet, der allen Anstürmen der Globalisierung zum Trotz ein Auseinanderbrechen der Sherpa-Gemeinschaft verhindert. Und: Es gibt kaum eine Familie, die nicht nach wie vor nebenher noch etwas Ackerbau betriebe. Denn über ihr Image

hinaus, das natürlich einen wahren Kern hat, sind die Sherpas vor allem clever und geschäftstüchtig. Als Bergvolk sind sie es gewohnt, mit Unwägbarkeiten zu rechnen.

Kurt Luger: »Kids of Khumbu – Sherpa youth on the modernity trail«, Mandala Book Point/ Eco Himal, Kathmandu, 2000.

Modifiziert und aktualisiert; Erstveröffentlichung Südwind-Magazin 5/2003.

BAUBOOM AM EVEREST

Robert Lessmann

Blühende Obstbäume, große, weiße Magnolienblüten, tiefrote Rhododendron, blauer Himmel, weiße Wolken, Frühlingsluft, wäre da nicht der Wind, der, wenn er auffrischt, an unsere Herbststürme erinnert. Wir sind auf knapp 3.000 Metern Höhe, unterwegs ins Herz des Himalaya. Die 6.000er Thamskerku und Taboche kommen ins Bild. Vögel zwitschern, Krähen warnen mit rau-beiniger Stimme. Tief unten, im Tal rauscht der Dudh Kosi, der vom Everest herabkommt. Am Fuß des Horns des 5.885 Meter hohen Nupla, geht es durch Felsgürtel steil hinauf. Vom Talgrund bis zur Alm von Kongde sind es 1.500 Meter Höhenunterschied. Bei 3.500 Metern kommen Everest und Nuptse ins Bild. Eine Familie Himalaya-Bergziegen (Tars) kreuzt den Weg. Büsche und Bäume tragen nun Bartflechten. Plötzlich kreisen fünf Lämmergeier über uns und verschwinden hinter einem Felskamm. Der Weg ist eine Himmelsleiter, in der Pufferzone am Rande des Sagarmatha-Nationalparks. In 4.000 Metern Höhe schützen letzte Rhododendron-Büsche Schneereiste. Es riecht nach Bergwacholder. Auf den Matten wachsen Enzian und Edelweiß.

Everest (8.848 Meter), Nuptse (7.864), Lhotse (8.501), Ama Dablam (6.814), Thamskerku (6.608), Kusum Kanguru (6.367), Nupla (5.885), Kongde Ri (6.186), Taboche (6.367): Kongde ist von Eisriesen der Superlative umzingelt. Die 4.150 Meter hoch gelegene Alm stellt eine natürliche Aussichtsterrasse dar, die mit dem Gipfel des Everest und dem Tengboche Kloster eine Achse bildet. Vier fensterlose Hütten aus Naturstein erinnern an die Vergangenheit des Platzes als schwer zugängliche Sommeralm für Yaks. Im Jahr 2005/06 sind hier zwei moderne Unterkunftshäuser für Trekker entstanden. Ein neuer Zugang wird derzeit erschlossen, der eine adäquate Akklimatisierung ermöglicht.

»Walking to Everest the Deluxe way«: Doppelzimmer mit Dusche und WC, Heizung und Bettzeug bis in eine Höhe von 4.000 Metern: Kein Schlafsack mehr nötig. Drei neu gebaute, hotelähnliche Komfortlodges setzen schon seit Jahren Maßstäbe. Sie stehen nicht in gewachsenen Dörfern. Ihre Lage richtet sich nach der optimalen Akklimatisierungshöhe für den eiligen Komforttrekker mit begrenztem Zeitbudget. Ein halbes Jahrhundert nachdem Nepal seine Grenzen für ausländische Besucher geöffnet hat und der Mount Everest zum ersten Mal bestiegen wurde, wird ein neues Kapitel des Fremdenverkehrs eingeleitet. Ausländische Tourismusanbieter arbeiten dabei mit nepalesischen zusammen, denn sie alleine dürfen ohne einheimischen Partner nicht investieren. Schon ein erster Blick auf die hotelähnlichen Großlodges macht deutlich, dass hier ein neues Zeitalter anbricht. Zwar hat man sich leidlich um eine an-





gepasste Architektur bemüht, doch bereits die schiere Größe der neuen Häuser bedeutet einen Stilbruch, stellt sogar das weithin sichtbare, altherwürdige Tengboche-Kloster in den Schatten.

»Das ist eine ausländische Invasion«, meint Pemba Sherpa, der Sohn einer alteingesessenen Lodgebesitzerfamilie im 3.500 Meter Hoch gelegenen Marktflecken Namche Bazar. Die Luft ist erfüllt vom konstanten Stakkato: Metall auf Granit! Stein für Stein muss für Pemba's Anbau zurecht gehauen werden. »Wir müssen da mithalten«, sagt auch der junge Trekking-Unternehmer Phurba Sherpa: »Sonst nehmen sie uns das Geschäft aus den Händen.« Solu Khumbu, das Gebiet unterhalb des Mount Everest erlebt einen Bauboom, der das Gesicht der Region nachhaltig verändern dürfte. Inspiriert von den ausländischen Investitionen entstehen allerorten Großbauten, die Zimmer mit Bad anbieten wollen, auch wenn dann häufig die Installationen so dürftig ausfallen, dass aus den Hähnen kein Wasser fließt, geschweige denn warmes. In der Tat: Die Versorgung mit Energie und Wasser sowie die Entsorgung stellen im Hochgebirge ein großes logistisches Problem dar.

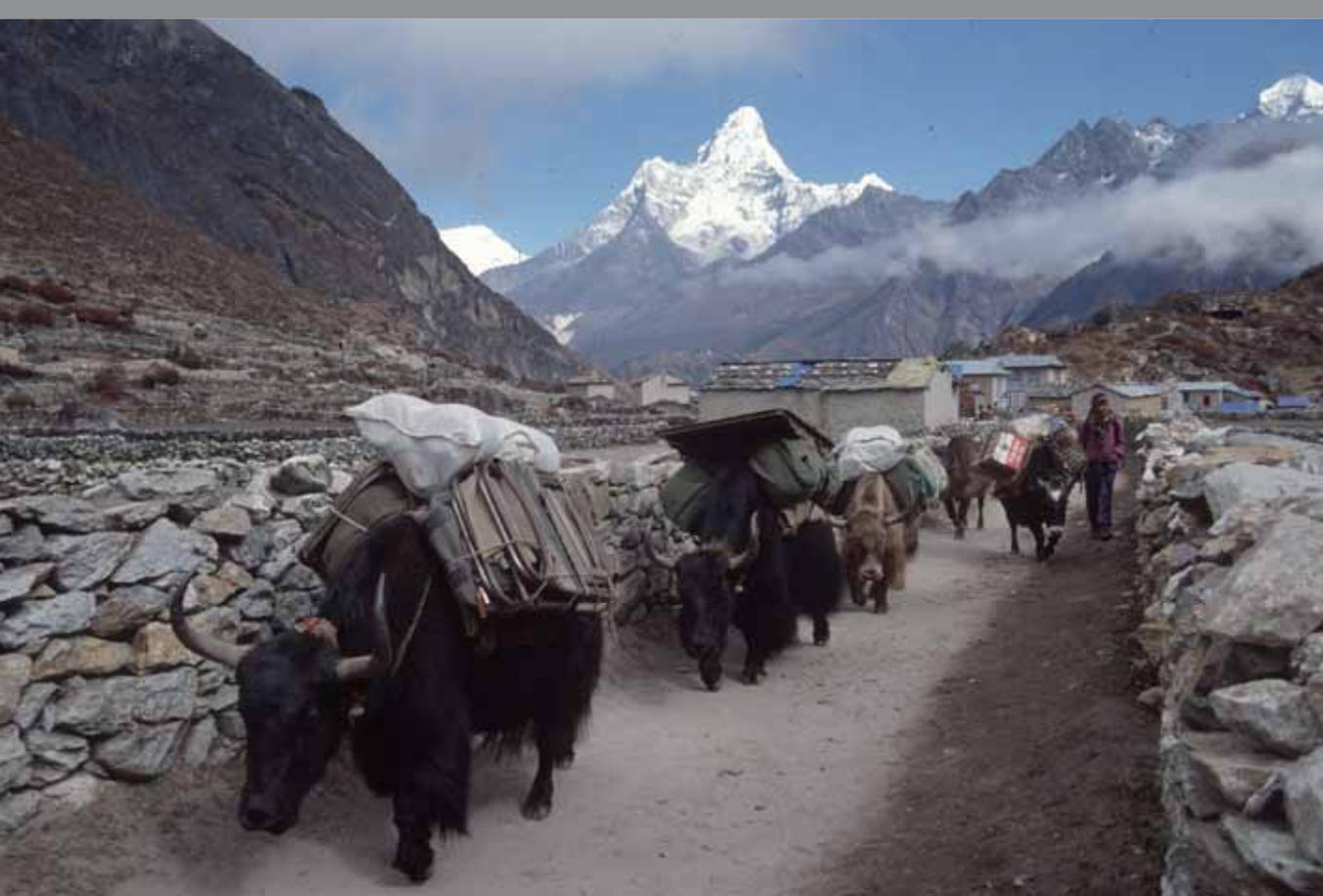
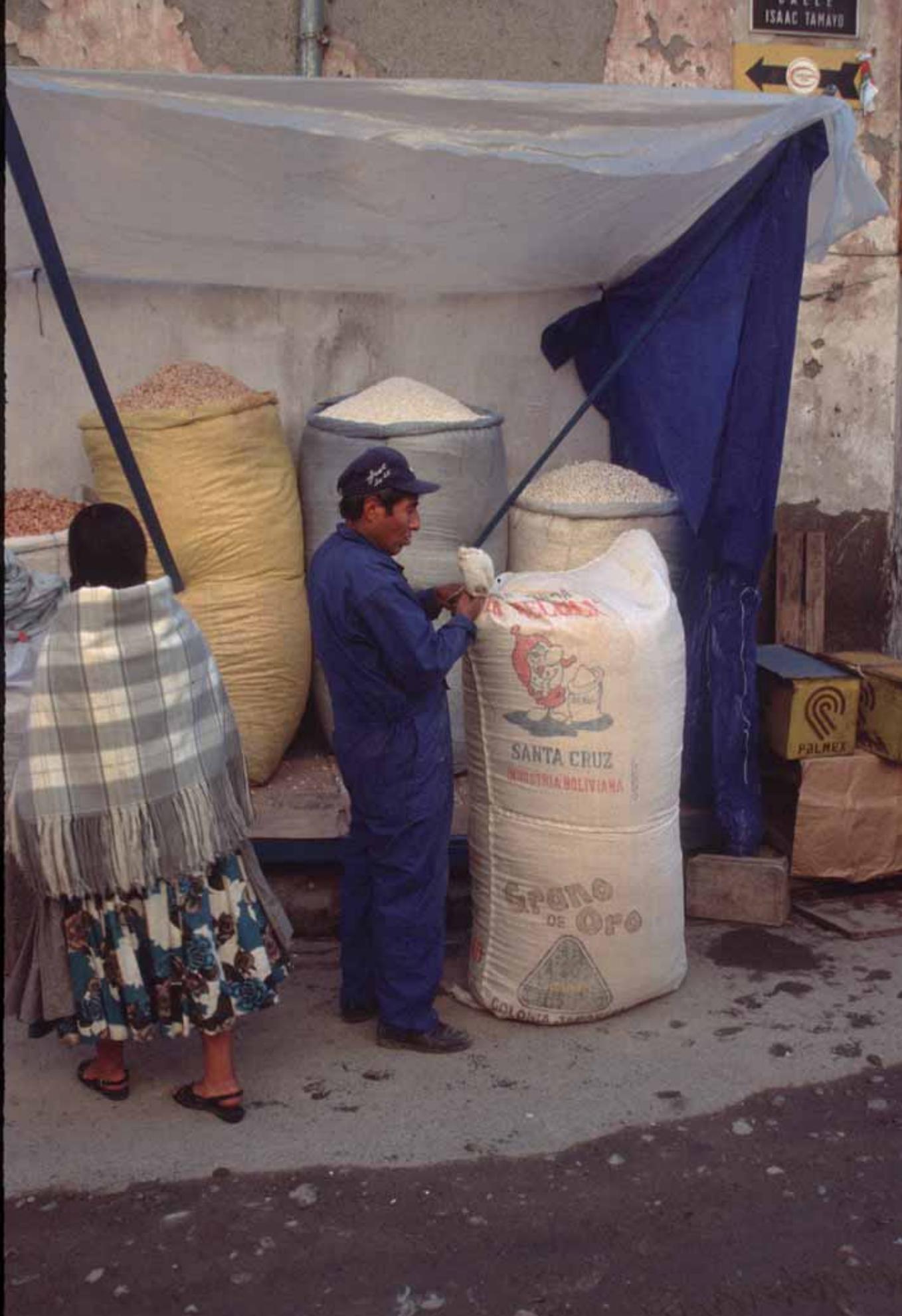
Der Bauboom bedeutet damit in jedem Falle auch eine neue Herausforderung für die fragile Hochgebirgsökologie. »Das beginnt schon mit dem Bedarf an Steinen«, sagt Ang Danu, Vorsitzender der Nutzergesellschaft eines Wasserkleinkraftwerks der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit und Ökoaktivist: »Alles Natursteine, die gebrochen und behauen werden müssen.« Dazu kommt der Bedarf an knappem Bauholz. Auch wenn heute verstärkt Elektroplattens, Gas- und Kerosinkocher sowie Solarzellen zum Einsatz kommen: In den Zeiten der Spitzenkonjunktur wird noch immer mit wertvollem Holz gekocht, wird das Wasser für die Duschen mit Holzfeuer bereitet, wandert Holz in die heute selbstverständlich gewordenen Kanonenöfen – trotz Verbot durch das Nationalparkreglement. Einige der neuen Komforthäuser bieten nun sogar Heizdecken und Heizstrahler an. Hatte das Kleinkraftwerk im letzten Jahr noch Überkapazitäten, so müssen heute zur Spitzenlast zwischen 17 und 19 Uhr Kleinverbraucher vom Netz genommen werden, um einen Zusammenbruch zu verhindern. Die, so steht zu befürchten, besorgen sich dann wieder Feuerholz.

Der Fremdenverkehr ist wichtigster Devisenbringer und trägt rund 10% zum Bruttoinlandsprodukt bei. Den Sagarmatha National Park zu Füßen des Mount Everest besuchten im Jahr 2000: 25.291 Gäste; unter dem Eindruck des Maoisten-Aufstands und des Mordes im Königshaus ging die Besucherzahl bis zum Jahr 2002 auf 13.786 zurück. Seitdem steigt sie wieder, zumindest in der Everest-Region: 2005 waren es 19.063. Der Friedensprozess mit den »Maos« lässt einen neuen Besucherboom erwarten.

Modifiziert und Aktualisiert; Erstveröffentlichung Mannheimer Morgen,.









APARAPITAS – DIE MÄNNER, DIE LA PAZ AUF IHREN SCHULTERN TRAGEN

Robert Lessmann

Es gibt sie noch, die »aparapitas« von La Paz, die Männer, denen der bolivianische Dichter Jaime Saenz ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Auf den Spuren der zeitgenössischen Nachfolger seines Romanhelden.

Es ist 4.30 Uhr morgens, als Felipe Delgados Füße den kalten Zementboden berühren. Seine Lehmziegelhütte bietet nur wenig Schutz gegen die frostigen Temperaturen, die hier oben in El Alto herrschen, der über 4000 Meter hoch gelegenen Satellitenstadt von La Paz. Felipe ordnet seine Knochen, wie er es nennt, trinkt etwas Wasser mit Sultaninengeschmack, das er auf einem Gaskocher gewärmt hat, und schiebt ein Stück Brot von gestern ein. Dann macht er sich auf den Weg, hinunter in den Kessel, la ollada, zu den Märkten von La Paz.

Noch bevor es dämmrig wird, trifft er beim Friedhof die Kollegen, die mit Säcken und Stricken ausgestattet auf die Lastwagen warten, die die Millionenmetropole mit Lebensmitteln versorgen. Hier, am größten Lebensmittelmarkt der Stadt, dürften es etwa 300 aparapitas sein, die sich ihr tägliches Brot verdienen wollen. Um neun, wenn die Marktstände alle eingerichtet und mit Gütern versorgt sind, wird Felipe dann frühstücken, nachdem er ein Universum von Waren durch die engen Gassen des Mercado Rodríguez getragen haben wird: »Von da nach dort«, wie er es nennt.

»Was, so teuer? Bist du vielleicht ein Auto?«, keift Stunden später eine Frau, der er ihre Taschen und Bündel acht Blöcke weit hinunter getragen hat, zur Plaza San Pedro. »Wir verlangen keine festen Tarife«, sagt Felipe. Und wenn sie uns fragen, sagen wir: »Was Ihnen Ihr Gewissen sagt.« Drei Bolivianos, umgerechnet gut fünf Cents hatte er auf wiederholte Nachfrage der Frau für diese Feuerprobe seiner Achillessehnen berechnen wollen. Es gibt keine Schuhsohlen, die das aushalten. Felipe trägt zusammengeflickte Sandalen aus Autoreifen.

El aparapita, »der Tragende« in der Sprache der Aymara-Indianer, ist zur klassischen Figur geworden. Mit seinem Roman Felipe Delgado hat ihm der kürzlich wieder entdeckte, bolivianische Dichter Jaime Saenz ein literarisches Denkmal gesetzt: »Er hatte Flicker in allen Größen und Formen; aus den verschiedensten Stoffen, aber immer in der selben Farbe. Felipe Delgado sah Flicker, so klein wie ein Fingernagel und so groß wie eine Hand; er sah Flicker aus Leder und aus Samt, aus Nesselstoff, aus Flanell, aus Seide, aus Scheuerlappen, aus Wollstoff, aus Segeltuch, aus Gummi, aus Jeansstoff und aus Jute, aus Gamsleder, Leinwand und Wachstuch. Er sah Flicker, die waren kreisrund,

viereckig, dreieckig und vieleckig, einige hervorragend eingepasst, einige hässlich, andere hübsch, aber alle sehr fest genäht und – selbstverständlich – mit den allerverschiedensten Materialien: Faden, Pitahanf, Bindfaden, Elektrokabel, Schnürsenkel, Draht, oder Lederstreifen. Mit einer Mischung aus Angst und Abscheu sah er in dieser Gemeinschaft von Flicker manchmal ein lebendes Gewebe und er stellte sich vor, dass dies ohne Zweifel der Anblick sein müsse, wie ihn ein Körper bietet, der im Grab verfault.« Der 1986 verstorbene und inzwischen zum Kultautor avancierte Literat des Todes und der Nacht, pflegte sich aristokratisch zu kleiden, bevor er Abends das Haus verließ um in den boliches (Kneipen) der aparapitas mit ihnen den selbst gebrannten Fusel aus Plastikkanistern zu saufen. Mehr als einmal wachte Saenz morgens in der Gosse auf.

Unser exemplarischer Felipe Delgado des 21. Jahrhunderts ist inzwischen vom Mehlstaub ganz weiß, denn die Ladung hält nicht immer dicht. Zehn Bolivianos, zwanzig Cents, bekam er dafür, dass er einen gewaltigen Mehlsack zu einer Bäckerei oberhalb der Plaza Murillo trug: Zehn Blöcke hinunter zur Plaza San Francisco, dann wieder sieben Blöcke hoch. Kartoffeln, sagt er, seien ihm lieber. Da verteilt sich die Last besser am Rücken. Mehl, Zucker oder Zement bilden eine einheitliche Masse. Kühlschränke, Fernsehapparate und dergleichen sind noch sperriger, aber meist nicht so schwer. Balken schleppen für Baustellen ist sehr attraktiv: »Schwer, aber gut bezahlt«, erzählt Felipe Delgado: »Da muss man nicht den ganzen Tag kreuz und quer durch den Markt rennen.« Früher habe er das auch gemacht. Aber heute schaffe er das physisch nicht mehr, gesteht er – legt das Gesicht in Falten und schultert mit einem tiefen »huuups« einen Gefrierschrank: »Das Gleichgewicht ist das Wichtigste, unsere Strategie«, sagt Felipe Delgado. Hundert Kilo oder mehr, laden sich die aparapitas auf, so viel wie ein Pferd. Und selten tragen sie am Ende eines Tages mehr als 60 Bolivianos nach Hause, das ist etwas mehr als ein Euro. Schlechte Ernährung, geringe Muskelmasse, wenig Schlaf und eine herkulische Dauerbelastung für Muskeln, Sehnen und Gelenke können irreparable Schäden verursachen. Ein Unfall, eine Verletzung oder eine Krankheit stellen immer eine existenzielle Bedrohung dar. Jeden Arztbesuch zahlt man aus eigener Tasche. Eine Versicherung gibt es nicht. Obwohl es zum Leben reicht, sind Felipe und seine Kollegen alles andere als zufrieden, besonders nicht, wenn sie wieder einmal »indio de mierda« geschimpft werden: »Scheissindio!« »Sie behandeln uns wie Maulesel, als ob wir nicht auch Menschen wären«, klagt Felipe über manche seiner Kunden.

Um 17 Uhr macht sich Felipe auf den Heimweg. Morgen ist eine Haushaltswarenmesse oben in El Alto, Hochkonjunktur für ihn und seine Kollegen. Andrés bleibt noch: »Ohne Fleiß, kein Preis«, sagt er sinngemäß. Er braucht das Geld. Er spart, denn er will oben an der Ausfallstraße eine Reifenflickerei aufmachen.





INTERNATIONAL PORTER PROTECTION GROUP (IPPG) – Eine Selbstdarstellung

Die IPPG (www.ippg.net) arbeitet für die Verbesserung der Bedingungen für Berg-Träger in der Tourismus-Industrie weltweit: Träger, die für einzelne Trekker arbeiten, für organisierte Gruppen, Expeditionen und solche, die Lodges beliefern.

»Unser Ziel ist es, das diese Träger Zugang haben zu angemessener Kleidung, Stiefeln, Unterkunft und Essen (angemessen in Bezug auf Wetter und Höhe), medizinische Hilfe im Falle von Krankheit oder Verletzung sowie Versicherung.«

Dafür betreibt die IPPG Lobbying, Aufklärung und direkte Aktionen wie die Einrichtung von Kleiderbanken, den Bau von Unterkunftshäusern und eines Rettungspostens. »Wir machen Tourismusunternehmen, Reiseführer, Sirdars und Trekker auf die Probleme der Träger aufmerksam.« IPPG unterstützt die Träger auch in ihrem Streben nach anständiger Bezahlung und vernünftiger Begrenzung der Lasten, besonders in großer Höhe.«

IPPG besteht zur Gänze aus freiwilligen Helfern mit einem Minimum an Bürokratie. »Fünfundzwanzig Länder-Vertreter bilden das Rückgrat der IPPG. Wir arbeiten alle als Freiwillige. Unser einziger bezahlter Mitarbeiter ist Chhe-wang Sherpa, der unser Machermo-Schutzhaus und Rettungsposten betreut.« Alle Spenden gehen direkt in die Projekte oder in die Unterstützung von Selbstorganisationen der Träger, wie :

- > Porters Progress in Nepal
- > Kilimanjaro Guides and Porters Ltd (Union)
- > Inca-Porter-Project (IPP) in Cusco, Peru.

Seit die IPPG im Jahr 1997 mit ihrer Arbeit begann, sind positive Entwicklungen zu erkennen. Die Ausrüstung der Träger wird besser und es ist seltener, vollkommen inadäquat ausgestattete Träger im Gebirge zu sehen. Gesundheitsposten und Hospitäler berichten, dass die meisten kranken oder verletzten Träger heute zusammen mit einer Begleitperson dort eintreffen. Lokale Organisationen wie die Travel Agents Association of Nepal (TAAN) und die Nepal Mountaineering Association (NMA) beginnen ihr Prestige für notwendige Verbesserungen der Situation der Träger einzusetzen.

IPPG empfiehlt eine »Trekking-Ethik« als Leitlinie

1. Bekleidung entsprechend der Jahreszeit und der Höhe als Schutz vor Kälte, Regen und Schnee muss den Trägern zugänglich gemacht werden; dies kann heißen: winddichte Jacken und Hosen, fleece-Jacken, lange Unterwäsche, adäquates Schuhwerk (Wander- oder Bergschuhe), Socken, Hut, Handschuhe und Sonnenbrillen.
2. Oberhalb der Baumgrenze muss ein angemessener Schutzraum zur Verfügung stehen, ein Raum in einer Lodge, eine Schutzhütte oder ein Zelt (das Gemeinschafts- und Essenzelt der Trekker ist nicht ausreichend, weil es bis zum späten Abend nicht zur Verfügung steht) sowie eine Unterlage und Decke oder Schlafsack.
3. Träger sollten im Notfall denselben Standard an medizinischer Versorgung erhalten wie Trekker sowie eine Lebensversicherung.
4. Träger dürfen im Krankheits- oder Verletzungsfall nicht einfach ausbezahlt und nach Hause geschickt werden. Der Vorgesetzte der Träger (sirdar) muss den Bergführer/Reiseleiter/Tourleiter oder die Trekker informieren, damit diese die Situation gründlich betrachten und einschätzen. Unterlassungen haben in solchen Fällen schon zu vielen Todesopfern geführt! Kranke oder verletzte Träger dürfen niemals alleine hinunter geschickt werden, sondern mit einer Begleitung, die ihre Sprache spricht und ihr Problem versteht, zusammen mit einem Brief, der den Fall beschreibt. Es sollen die nötigen Mittel bereitgestellt werden, um Rettung und Behandlung bezahlen zu können.
5. Kein Träger sollte mehr tragen müssen, als seiner physischen Konstitution entspricht (max. 20 Kg. am Kilimanjaro, 25 Kg. in Peru und Pakistan, 30 Kg. in Nepal). Gewichtsobergrenzen müssen möglicherweise an Höhe, Wegbeschaffenheit und Wetterbedingungen angepasst werden.

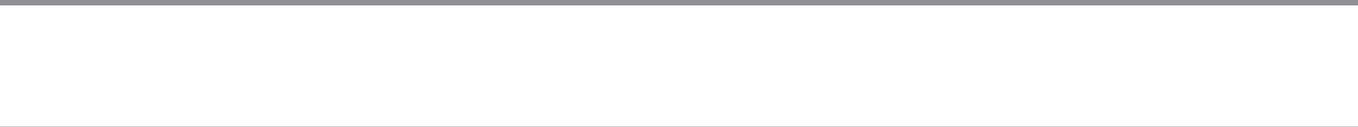
Fragen Sie ihren Veranstalter:

- Berücksichtigen Sie die IPPG »Trekking-Ethik«?
- Wie steht es um die Ausrüstung und die Gesundheitsfürsorge der Träger?
- Was tun Sie für die Schulung der verantwortlichen Mitarbeiter, damit diese sich um das Wohlergehen der Träger kümmern.
- Was tun Sie für Training und Monitoring in Sachen Träger-Sicherheit bei ihren Partner-Unternehmen vor Ort?
- Fragen diese in ihren Qualitätssicherungs-Fragebogen am Ende des Treks die Kunden auch nach der Behandlung der Träger?

www.ippg.net/guidelines/index.html

DIE KILIMANJARO GUIDES AND PORTERS UNION

Im August 2006 wurde ich am Gate des Kilimandscharo Nationalparks Zeuge, wie Betrunkene einem Assistant Guide auf handgreifliche Art seinen Lohn und sein Trinkgeld abluchsen wollten. Durch mein Eingreifen konnte ich zumindest verhindern, dass er verprügelt wurde. Als Vorwand wurde mir gegenüber ein angeblicher Diebstahl genannt. Offenbar ging es aber darum, mit dem Geld das Saufgelage weiter zu bezahlen und offenbar waren hinter den Kulissen Ranger der Nationalpark-Verwaltung an dem versuchten Raub beteiligt.





Die Kilimanjaro Guides and Porters Union (KGPU) wurde im September 2003 gegründet. Ihr wichtigstes Ziel ist es, Führer und Träger zusammen zu bringen, um Erfahrungen und Probleme zu diskutieren. Träger hatten zunehmend das Gefühl, als »Tragtiere« behandelt zu werden: Von einer wachsenden Zahl tödlicher Unfälle von Trägern, Unterbringung in alten, zerrissenen Zelten zu zehnt, wo sonst nur drei Trekker schlafen, Trägern, die geschlagen werden, manchmal sogar unter Beteiligung des Nationalpark-Personals, erzählt Joseph Nyabasi von der Kilimanjaro Guides and Porters Union: »Manchmal gibt es für Träger auch nur eine Mahlzeit am Tag, Ugali«, das ist eine Art Porridge aus Maismehl.

Im Kilimandscharo-Nationalpark gibt es Regeln. Die Lasten sind begrenzt und werden am Eingang abgewogen - ein Relikt aus der Zeit von Julius Nyereres' African Socialism and Self-Reliance. Die Parkverwaltung empfiehlt für Träger Tagessätze von 6.000 Tansanischen Schillingen (TSh), aber einige Agenturen zahlen nur 2.000 - 3.000, das sind 2-3 US Dollar für Träger und 3.500-5.000 TSh für Guides (3-5 Dollar). Die Guides halten sich dann oft auf Kosten der Träger schadlos, manipulieren bei den Trinkgeldern. Die Begrenzung der Traglasten wird schon mal durch Bestechung des Parkpersonals umgangen, um Personal zu sparen.

Das Problem sind also Unregelmäßigkeiten wie Zusatzgepäck, niedrige Löhne, die nicht oder nur mit Verspätung ausbezahlt werden, wenig und schlechte Verpflegung während der Zeit am Berg, Träger, die nicht versichert sind und im Notfall sich selbst überlassen werden. Manchmal, so Joseph Nyabasi, blieben den Trägern am Ende nur die Trinkgelder.

Es gab am Kilimandscharo schon frühere Versuche, eine Gewerkschaft der Träger und Guides zu Gründen, die leider mehr oder weniger im Sande verlaufen sind. Es ist schwierig, die zusammen gewürfelte Schar von Gelegenheitsarbeitern unterschiedlicher Herkunft dauerhaft zu organisieren. »Begonnen haben wir mit 120, heute sind es schon mehr als 250 Mitglieder.« Die KGPU ist eine Genossenschaft und verfügt über eine Lizenz als Reiseunternehmen. Das verschafft den Mitgliedern Einkommen und der Organisation Geld, um Versicherungsprämien und Trainingsmaßnahmen zu bezahlen. Trekking-Agenturen können von der KGPU Personal anheuern, aber Trekker können auch direkt über KGPU buchen.

Eine wichtige Aktivität war die Durchführung von Trainingskursen, zum Beispiel in Erste Hilfe. Mit Hilfe von Lehrpersonal der Grundschule in Machame wurden Englischkurse organisiert, die es den Trägern erlauben, direkt mit den Klienten zu sprechen

www.kilimanjaro-union.com

DAS INKA PORTER PROJECT

Dicke Adern quellen aus den Waden. Assistentkoch Florentino trägt einen wahren Berg von Gepäck zum 4.200 Meter hohen Warmiwañusco-Pass hinauf, dem höchsten Übergang am Inka-Trail nach Machu Picchu. Zusätzlich zu den Küchenutensilien hat er zwei Gästen die Tagesrucksäcke abgenommen, die Probleme haben. Gut 40 Kilo mögen es insgesamt sein. Dafür kann er sich ein zusätzliches Trinkgeld erhoffen. Regulär bekommt er 40 Soles am Tag, umgerechnet rund 13 US Dollar.

Am Abend, im zweiten Zeltlager am kleinen Paqaymayu -Fluss, werden wir von einem heftigen Gewitter überrascht. Es schüttet, da mag man keinen Hund vors Zelt jagen. Das Abendessen wird in die Zelte serviert und das Gruppenzelt ist somit frei für die Mannschaft. Die meisten Gruppen halten es anders: Die Träger warten dann im Freien, bis die Gäste zu Bett gehen. In jener Nacht haben sie einstweilen unter dem Dach des Wasch- und Toilettenhäuschens Schutz gesucht, wo sie zusammengekauert auf dem nassen Fliesenboden liegen. »Unmenschlich« finden das die Gäste und fragen, wieso man für sie überdachte Toiletten und Waschgelegenheiten gebaut hat, aber nicht einmal einen Unterstand für die Träger!

Der Inka-Trail ist Schutzgebiet und wird vom staatlichen Instituto Nacional de la Cultura verwaltet. Seit 2002 gibt es strenge Vorschriften für die Umwelt und auch einige für die Träger. Sie müssen nun alle registriert sein und eine Art Ausweis haben. Ihre Lasten werden am Ausgangspunkt in Wayllabamba abgewogen und dürfen 25 Kilogramm nicht überschreiten; fünf davon sind für persönliche Ausrüstung reserviert. Der vorgeschriebene Mindestlohn von 35 Soles (umgerechnet rund 10 US Dollar) pro Tag ist nicht schlecht - etwa doppelt so hoch wie der eines Bauarbeiters (der freilich auch am Abend nach Hause gehen kann). Doch die Vorschrift wird häufig ignoriert. In Wirklichkeit sind es meist nur 20-25 Soles, manche Agenturen zahlen auch nur 12!

Das Inka Porter Project (IPP - Porteadores Inca Ñan) wurde im Jahr 2003 in Cuzco gegründet. Nahziel ist die Gründung eines Treffpunkts und Ausbildungszentrums in Ollantaytambo am Fuße des Inka-Trails zum UNESCO-Weltkulturerbe Machu Picchu. Neben der Ausbildung in umweltschonendem Verhalten geht es auch hier darum, eine Anlaufstelle für Träger zu schaffen, die unter Unregelmäßigkeiten leiden. Auch am Inka-Trail besteht das Hauptproblem ja in Verstößen gegen das Reglement. Das Projekt wird von der IPPG unterstützt und arbeitet daneben mit der Organisation Tourism Concern zusammen.

www.portersprogress.org

PORTERS PROGRESS NEPAL

In Nepal setzt sich die Selbsthilfevereinigung »Porters Progress« mit Unterstützung der IPPG für eine Verbesserung der Situation der Träger ein. Keine leichte Aufgabe bei der Vielzahl unterschiedlicher Regionen und Kontexte. »Es gibt zwar allgemeine Regeln zum Schutz der Träger, aber niemand kontrolliert deren Einhaltung«, sagt Bishnu Aryal von »Porters Progress«. Fünf US Dollar sind als Tageslohn für Träger bei Trekkinggruppen üblich, doch oft drücken die Sirdars die Löhne, klagt Bishnu Aryan. Alle wollen sparen und die Preise niedrig halten, die Gewinne aber hoch. Das geschieht dann auf Kosten der Schwächsten. Viele Tourismusunternehmen schauten weg, obwohl sie sich der Tatsachen und Probleme durchaus bewusst seien, so Aryan.

www.portersprogress.org















NACHHALTIGE ENTWICKLUNG DURCH BERGSTEIGEN AM MOUNT KENYA

KRISTINA ERHARD

Seit 1963 haben sich auf Grund des aufstrebenden Tourismus im unabhängigen Kenia zwölf Träger-Gemeinschaften beziehungsweise Kooperativen etabliert, die in der Gegend des Mount Kenia operieren. Jede dieser Gruppen hat zwischen 50 und 150 Mitglieder, die einen Teil ihres Trägereinkommens - zumeist 20% oder mehr - an die Gemeinschaft abgeben müssen. Mit den Beiträgen werden Büros, Telefone und Sekretärinnen, aber auch Provisionen beispielsweise an die Naro Moru Lodge – eine Art »Basislager« dieser Region - bezahlt. Insgesamt dürften rund 1.000 Träger am Mount Kenia zumindest temporär beschäftigt sein, die teilweise unter recht menschenunwürdigen Bedingungen und mit mangelhafter Ausrüstung arbeiten müssen.

Seit der Rettungsaktion für den in Bergnot geratenen Innsbrucker Arzt Gerd Judmair im Jahr 1974 waren österreichische Stellen in der einen oder anderen Form am Mount Kenia engagiert, etwa mit zweimaligen Ausbildungskursen für Park Rangers, die für die Nationalparkaufsicht zuständig sind, oder der Formierung eines Mountain Rescue Teams, eine Art kenianische Bergrettung. Die Träger und ihre Familien sind allerdings bis dato nur privat und informell unterstützt worden, unter anderem durch eine Gruppe, die sich am Innsbrucker Institut für Geographie gebildet hat und die vor allem Geldmittel und Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung stellt. Hieraus - und nicht zuletzt auf Grund neu entstandener Freundschaften zwischen kenianischen und österreichischen »Bergbegeisterten« - entstand die Vision einer nachhaltigen Entwicklung dieser Gemeinschaft.

In einem von der Universität Innsbruck unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Andreas Erhard organisierten Workshop in Naro Moru (Kenia) am 18. September 2004, der sich dem »Sustainable Management of Mountain Resources« widmete, wurden einerseits die Defizite in der (Selbst-) Organisation der Träger, andererseits aber auch die Chancen zur Selbsthilfe offen gelegt. Auf dieser Grundlage wurden dann Ziele eines Kleinprojekts definiert, das die Vision einer gerechteren Verteilung vorhandener Ressourcen verfolgt.

Zum einen wurden die gravierenden Mängel in der Ausbildung der Träger und Führer sowohl im alpinen als auch im touristischen Bereich bewusst, zum Beispiel beim Kochen, aber auch bei der Ersten Hilfe. Des Weiteren fehlten Management-Fertigkeiten zur nachhaltigen Entwicklung der Gemeinschaft und ferner der direkte Zugang zum Kunden, so dass Buchungen immer über

einen »Dritten«, wie ein Reisebüro, gehen mussten, was die Gewinnspanne der Guides & Porters verkürzt. Auch fehlten verbindliche Qualitätsstandards der (Kleinst-)Anbieter und es mangelte an einer Frauenförderung und der Kooperation zwischen den einzelnen Trägerorganisationen.

Die Projektziele sind so angelegt, dass alle Maßnahmen in Selbsthilfe, »von unten« ergriffen werden, um Außenabhängigkeiten so gering als möglich zu halten. Sämtliche Ausbildungskomponenten werden von Freiwilligen aus Österreich, vor allem des Instituts für Geographie in Innsbruck übernommen. Durch Vermittlung der Fähigkeit zur eigenständigen und verantwortungsvollen Durchführung von Bergbesteigungen soll das alpinistisch-technische Niveau der angebotenen Dienstleistungen gehoben werden, so dass es den Erwartungen von Kunden aus den klassischen Bergsteiger-Herkunftsländern wie Österreich entspricht.

Basis-Management- und Buchhaltungskurse werden von lokalen Freiwilligen durchgeführt. Es werden Fertigkeiten zur eigenständigen, betriebswirtschaftlich fundierten Führung der Kooperative vermittelt um zu ermöglichen, dass die Kooperative in weiterer Folge als Multiplikator für andere Trägerorganisationen am Mount Kenia fungiert.

Einige Studenten der Universität Innsbruck haben sich bereit erklärt, Hilfe durch eine professionelle Präsentation einer eigenen Homepage im Internet zu leisten und somit einfachere Kommunikationskanäle zu europäischen Anbietern (z.B. dem ÖAV), aber auch zu lokalen Reiseveranstaltern zu ermöglichen. Außerdem soll durch Werbetafeln entlang der Zufahrtsstrecken zum Mount Kenia das Interesse der Touristengruppen geweckt werden. Andere Mitarbeiter wiederum sind für den Aufbau von Kommunikations- und Kompetenzfähigkeit zuständig, um die Möglichkeit der Direktvermarktung des eigentlichen Produktes »Besteigung« des Mount Kenia effektiver und damit Kosten sparend zu nützen. Solche Standards werden in enger Zusammenarbeit mit der KTDC (Kenya Tourism Development Corporation) und KGA (Kenya Guides Association) erstellt. Auch die Erarbeitung eines Bestands an verbindlichen Regelwerken, wie allgemeingültigen Preisrichtlinien für den gesamten Mount Kenia Bereich, wird als sehr wichtig betrachtet.

Die Frauen der Gemeinschaft sollen aktiv in die Projektarbeit eingebunden werden. Möglichkeiten dazu gibt es viele, zwei allerdings könnten unmittelbar im Rahmen des gegenständlichen Projekts umgesetzt werden: Aktuell wird der Bau eines Climbers' Hostel auf dem Grundstück der Porters Cooperative in Selbsthilfe unterstützt, das von den Frauen (New Vision Self Help Group) in Eigenregie geleitet werden soll. Die Arbeiten werden in der Nebensaison durchgeführt. Auch Beratung – vor allem durch einheimische Experten aber auch durch österreichische Freiwillige - bei der Produktion von Nahrungsmitteln (vor allem Milch und Gemüse), die im direkt an die Bergsteiger, aber auch die

ortsansässige Naro Moru River Lodge verkauft werden können, soll angeboten werden.

Durch aktive Teilnahme u.a. an der Mt. Kenya Tourism Circuit Association und vor allem in Zusammenarbeit mit anderen Trägerorganisationen in den rund um den Mount Kenya liegenden Orten Nanyuki, Timau und Chogoria soll eine - für alle Organisationen - verbindliche Charta geschaffen werden, die gegenseitiges Konkurrieren unterbindet und die Zusammenarbeit fördert.

Der Projektträger ist eine Non Profit Organisation, nämlich die Universität Innsbruck beziehungsweise das Institut für Geographie, das in der Lage ist, über die Einbindung in wissenschaftliche (Feld-)Arbeit Leistungen zu erbringen, die nicht abgeboten werden müssen. Im Frühjahr 2006 ist der wissenschaftliche Leiter dieses Projekts, Univ.-Prof. Dr. Andreas Erhard (1952 – 2006) unter einer Lawine in den Tiroler Alpen gestorben. Andreas Erhard war seit vielen Jahrzehnten mit dem Kontinent Afrika und speziell mit Kenia zu tiefst verbunden und arbeitete in den späten 70er Jahren in der Hauptstadt Nairobi als Entwicklungshelfer. Die Befürchtung, dass somit das Projekt – obwohl erst in seiner Anfangsphase – zu Ende wäre, bewahrheitete sich nicht. Seit 2006 unterliegt die wissenschaftliche Leitung Univ.-Prof. Dr. Ernst Steinike. Aber auch die Familie des Verstorbenen und viele Freunde halten die Erinnerung und Vision Andreas Erhards am Leben, in dem sie sich mit Leib und Seele dem widmen, was für ihn wichtig war: bestehenden Ungerechtigkeiten entgegen zu arbeiten und ein breites Feld zukünftiger Möglichkeiten zu schaffen.

www.mtkenyaguides.com





WIKINGER REISEN: SOZIALVERTRÄGLICHKEIT ALS MAXIME UND FAIRES TREKKING

Darek Wylezol

»Wie geht es nun weiter?«, fragte sich der junge Soziologe Hans Georg Kraus, als er sein Studiendiplom abholte. Die Antwort kam schneller als erwartet: Er wurde Leiter eines Begegnungszentrums für junge Erwachsene. Neben dem üblichen Veranstaltungsprogramm bot er auch Reisen für Junggruppen an. Diese wurden so erfolgreich, dass er 1969 das Unternehmen Wikinger Reisen gründete.

Sozialverträglichkeit spielte dabei von Anfang an eine entscheidende Rolle. Firmengründer Hans Georg Kraus legte bereits im Jahr 1969 das Profil der Reisen fest: Es soll sich nicht um Massentourismus handeln, sondern um Reisen für ein aktives und interessiertes Publikum, welches das zu bereisende Land intensiv kennen lernen und erleben möchte. Um dies zu gewährleisten, entscheidet sich Wikinger Reisen für eine enge Zusammenarbeit mit kleinen Lokalunternehmen: Als Gruppenunterkünfte wählt man landestypische und familiengeführte Pensionen oder Hotels, die neben Komfort, lokaler Küche und Gastfreundlichkeit die persönliche Aufmerksamkeit eines Kleinunternehmers bieten. Den Gast erwartet die herzliche, familiäre Atmosphäre eines Kleinhotels, die sich im Laufe der Zeit als eines der wichtigsten Wiedererkennungsmerkmale einer Wikinger-Reise etabliert hat. Und nicht nur der Gast profitiert von der Kooperation mit solchen Leistungsträgern. Unser Konzept gewährleistet, dass die Wirtschaftsstrukturen vor Ort gestärkt werden. Es verdienen die einheimischen Hoteliers und Busunternehmer direkt, ohne einen Gewinn schmälern den Umweg über einen Großtouristikonzern.

Georg Kraus Stiftung

Gleichzeitig ist sich Wikinger Reisen bewusst, welche Probleme es in vielen der bereisten Länder gibt. Deshalb gründete Hans Georg Kraus im Jahr 1996 eine nach seinem Vater benannte Stiftung – die Georg Kraus Stiftung – die als Zeichen der Verantwortung für die Dritte Welt Hilfsprojekte in Entwicklungsländern unterstützt. »Social sponsoring« wird bei der Georg Kraus Stiftung nach folgendem Prinzip festgelegt:

» Wir brauchen keine Projekte, die Millionen kosten, sondern Millionen von kleinen Projekten, die die Lebensverhältnisse der Menschen verbessern«, so Hans Georg Kraus, der auch Gesellschafter von Wikinger Reisen ist. Mit rund 200.000 Euro jährlich fördert die Stiftung überschaubare Projekte. Um die Arbeit langfristig finanziell zu sichern, wurden der Stiftung 20 Prozent der Gesellschafteranteile von Wikinger Reisen übertragen.

Beispiel Afghanistan: Mädchenschule »Lycee Dadshan«

Im Jahr 2003 hatten die Schülerinnen, Platin und Said Eshaq, vom Hagener Ricarda-Huch-Gymnasium mit einer Aktion auf die schulische Ausbildungssituation der Mädchen in ihrer Heimat aufmerksam gemacht. Es bildete sich ein Aktionskreis aus Schülern und Eltern. Die Schule übernahm die Patenschaft. Mit dem Ziel, auch Mädchen in Afghanistan den Schulbesuch zu ermöglichen, wurden Spenden gesammelt. Zunächst musste das zerstörte Schulgebäude wieder hergerichtet werden.

Zusammen mit der Georg Kraus Stiftung, die noch das nordrhein-westfälische Ministerium für Familie, Frauen und Integration ins Boot holte, wurden notwendige Gelder für eine Instandsetzung aufgebracht. Damit der Unterricht auch wirklich gewährleistet ist, beteiligt sich die Georg Kraus Stiftung noch einige Jahre an den Personalkosten für die afghanischen Lehrerinnen, während die Schülerinnen und Schüler des Ricarda-Huch-Gymnasium diese Patenschaft vertiefen und für die notwendige Einrichtung in der Schule sorgen.

Beispiel Burma: Waisenhaus mit Grundschule in Yangon

Das Waisenhaus mit staatlich anerkannter Grundschule befindet sich am Rande der Hauptstadt Yangon, Burma, in einem buddhistischen Kloster. Es werden dort unter Aufsicht des Abtes Waisen und Halbwaisen aus den entlegenen Bergdörfern des Landes aufgenommen und unterrichtet, da es in diesen Dörfern keine Schule gibt. Die Kinder leben und lernen in einem großen Raum des Klosters. Die meisten Kinder gehen nach dem Abschluss der Grundschule in ihre Dörfer zurück und helfen dort in der Landwirtschaft. Die Georg Kraus Stiftung unterstützt den Abt mit regelmäßigen finanziellen Zuwendungen. Darüber hinaus möchte die Stiftung begabten Kindern eine weiterführende Schule, zum Beispiel zum Erlernen eines Handwerks oder auch zum Abitur für ein späteres Studium ermöglichen. Für die Unterbringung dieser Kinder wurde 2007 ein Haus gekauft, wo die Kinder wohnen und die weiterführenden Schulen des Staates in Yangon besuchen können.

Beispiel Ecuador: Obdachloseneinrichtung »Fundación Abuelitos de la Calle«

In Quito/Ecuador wird die gemeinnützige Einrichtung »Fundación Abuelitos de la Calle« unterstützt. »Abuelitos« ist ein Kosename für alte Menschen und heißt wörtlich übersetzt »Großelterchen«, de la Calle heißt »von der Straße/obdachlos«. Die Einrichtung versucht, der in Ecuador weit verbreiteten Altersarmut entgegen zu wirken und diese zu lindern.

Wer in Ecuador alt und irgendwann zu schwach zum Arbeiten ist, steht vor dem Nichts, sofern er/sie keine Familie hat, die sich kümmert. Vom Staat gibt es keine Hilfe. Betteln und Bonbonverkauf auf der Straße sind dann die letzten Möglichkeiten zum schlichten Überleben.

Rund 450 in Not geratene alte Menschen suchen die Einrichtung wöchentlich auf, erhalten eine warme Mahlzeit, Kleidung sowie medizinische Grundversorgung und Waschgelegenheit.

Darüber hinaus versucht die Einrichtung, das Leben für diese alten Menschen wieder lebenswert zu machen, ihnen Selbstwertgefühl zu vermitteln und sie aktiv und menschenwürdig am Leben teilhaben zu lassen. Bewegungsstunden wie Tanz und Yoga oder einfach nur Spiele an der frischen Luft dienen diesem Ziel. Als Hilfe zur Selbsthilfe werden Mal- und Backkurse für die »Abuelitos« angeboten, um ihnen so die Möglichkeit zu bieten, produktiv zu sein, Brot und Postkarten zu verkaufen und ein kleines Einkommen zu erzielen. Das Projekt lebt sonst ausschließlich von kleinen einheimischen Spenden. Die Georg Kraus Stiftung finanziert über ihren Netzwerkpartner den »Förderverein hilfsbedürftiger alter Menschen in Ecuador e.V.« das Gehalt für eine Sozialarbeiterin.

Beispiel Brasilien: Bruder Alois und der Schaukelbrunnen

Über drei Jahrzehnte wirkt Bruder Alois Würstle in der Mission der Salesianer bei den Indianern im Mato Grosso, im Süden Brasiliens. Er hat sich auf Brunnenbau spezialisiert und sorgt in den Dörfern für sauberes Trinkwasser. Dieses Trinkwasser ist eine wesentliche Grundvoraussetzung für das Leben in den Dörfern. Mit mobilen Bohrgeräten kann Bruder Alois samt seiner Mannschaft nach Wasser bohren. In der Regenzeit werden in der Werkstatt in Coxipó die Teile für die Verrohrung des Brunnenschachtes sowie die Förderung und Speicherung des Wassers vorgefertigt. Bruder Alois hat mehrere Brunnentypen entwickelt und deren Aufbau und Betrieb systematisiert und rationalisiert.

Gleichzeitig gilt Bruder Alois große Liebe den Kindern. Für sie entwickelte er einen Schaukelbrunnen. Spielerisch lernen die Kinder den Umgang mit dem Wasser. Dabei steht die Hygiene im Vordergrund. Gerade den Kindern kann so viel Krankheit und Leid erspart werden. Denn durch verschmutztes Wasser aus

Flüssen und Seen leiden besonders die Kinder an chronischen Durchfallerkrankungen, Wurmbefall und Infektionen.

Die Georg Kraus Stiftung unterstützt die Arbeit von Bruder Alois Würstle seit 2004. Mehr als 100 Dörfer wurden durch den Bau von Brunnen mit frischem Wasser versorgt und es sollen noch weitere folgen. Die hygienische und somit auch die medizinische Situation haben sich in den Dörfern deutlich verbessert.

» Gemeinsam wohnen im Alter«

Als weitere Aufgabe stellt sich die Stiftung die Förderung von Projekten der Seniorenhilfe mit dem Schwerpunkt » Gemeinsam wohnen im Alter« nach dem Motto »nicht allein und nicht im Heim«. Dem gemeinsamen Wohnen im Alter oder auch im Mehrgenerationenhaus wird in den nächsten Jahren eine wachsende Bedeutung zukommen. Die Nachfrage übersteigt heute schon das Angebot. Die Entwicklung ist bedingt durch den demografischen Faktor und die steigende Zahl von Einzelhaushalten. Dabei hat das gemeinsame Wohnen im Mehrgenerationenhaus einige beträchtliche Vorteile, wie gemeinsame Freizeitgestaltung, Besuche von Theatern, Museen und Events, Wanderungen und Radtouren, Reisen etc., sowie die gegenseitige Hilfe im Krankheitsfall.

Lastenträger

Wikinger Reisen hat das Ausstellungsprojekt von Robert Lessmann über die »Kleinen Menschen, die die großen Lasten tragen« sofort begrüßt und unterstützt. Als sozialverträglicher Reiseveranstalter setzt sich Wikinger Reisen ebenfalls mit der Lastenträger-Problematik auseinander. Ich spreche in diesem Fall von einer »Problematik«, denn der Einsatz von Trägern sichert den Einheimischen zwar Arbeit und Einkommen, auf der anderen Seite birgt dieser aber auch Gefahren: Überlastung und unzureichende Ausrüstung beziehungsweise Höhenanpassung können zu chronischen Krankheiten oder sogar zum Tod führen. Deshalb setzt Wikinger Reisen auf eine enge Zusammenarbeit mit engagierten und erfahrenen Agenturen vor Ort, die die Träger entsprechend ausrüsten, versichern und bezahlen sowie auf ausreichende Höhenakklimatisierung achten. Darüber hinaus weist Wikinger Reisen seine Reiseleiter darauf hin, sich an die Bestimmungen der Träger-Gewerkschaften zu halten und immer eine ausreichende Anzahl von Träger mitzunehmen.

Um diese Maßnahmen umsetzen zu können, ist jedoch eine Einweisung der Sirdars und Reiseleiter von besonderer Bedeutung. Diese muss folgende Punkte beinhalten:

- Einblick in die Bestimmungen der Träger-Gewerkschaften
- Erforderliche Ausrüstung der Träger
- Krankheiten und Gefahren auf einer Trekkingreise

- Auswahl des richtigen Trägerteams (Alter, Erfahrung, Gesundheits- und Akklimatisierungszustand usw.)

Die Umsetzung dieser Maßnahmen ist nach unserer Erfahrung nur mit Hilfe eines kompetenten Reiseleiters möglich. Manche Reiseveranstalter verzichten bei Kleingruppen auf einen eigenen Reiseleiter. Wikinger Reisen schickt bereits ab sechs Reiseteilnehmern (Beispiel Nepal) einen geschulten Wikinger Reiseleiter, der die Qualitätsstandards vor Ort überwacht. Gleichzeitig beschränkt sich das Wikinger-Reiseangebot in typischen Trekking-Ländern wie Nepal auf die Regionen, in denen die touristische Infrastruktur gut entwickelt ist. Damit reisen Wikinger-Gäste komfortabler und sicherer und zugleich ist die Träger-Versorgung gewährleistet.

Aus Kostengründen oder einfach aus Unwissenheit kommt es leider immer wieder zu Übertretungen der Richtlinien. Beispiel: Der Sirdar nimmt Verwandte als Träger, die als solche wegen des zu niedrigen Alters eigentlich gar nicht eingesetzt werden dürften. In diesem Fall muss der Reiseleiter darauf bestehen, die betreffenden Personen auszutauschen. Das ist nicht einfach: Schon allein die Altersbestimmung bereitet Probleme, weil die Träger sich meistens nicht ausweisen können oder wollen.

Wikinger-Maßnahmen

Wikinger Reisen trifft im Hinblick auf die Trägersituation folgende Maßnahmen:

- Auswahl und Information der Partnerunternehmen in den Reiseländern entsprechen der IPPG-Richtlinien für »fares Trekking«
- Konstantes Monitoring der Trägersituation in den Reiseländern und der Politik der Partnerunternehmen dort hinsichtlich der Trägerproblematik durch Reiseleiter und Produktleiter
- Spezielle und regelmäßige Reiseleiterschulung der Wikinger-Reiseleiter im Hinblick auf die Problematik der Lastenträger und den IPPG-Kodex
- Gemeinsame Projekte mit IPPG
- Achten auf die ausreichende Trägeranzahl während des Trekkings
- Achten auf den Gesundheits- und Akklimatisierungszustand sowie Ausrüstung der Träger
- Sofortige Hilfeleistung (inklusive Hubschraubertransport) bei Krankheiten und Unfällen

Wenn sich alle Reiseveranstalter an die oben genannten Maßnahmen halten, wenn Sirdar und Reiseleiter, wenn die einheimische Agentur und der ausländische Reiseveranstalter Hand an Hand arbeiten und die Richtlinien umsetzen, wird sich die Arbeitssituation der Träger dauerhaft verbessern.

www.wikinger.de





Autoren

Kristina Erhard

(geb.: 1986): studiert seit 2004 in Innsbruck Geographie und ist wie ihr Vater leidenschaftlicher Afrika-Fan. Sie ist derzeit Praktikantin beim Südwind Tirol.

Kurt Luger

arbeitet als Professor für Transkulturelle Kommunikation an der Universität Salzburg und ist der Vorsitzende von Eco Himal. Seit 1991 leitet er Entwicklungsprojekte im Himalaya.

www.ecohimal.org

Kontakt: kurt.luger@sbg.ac.at

Darek Wylezol

ist seit acht Jahren für Wikinger Reisen tätig. Seinen Reiseleiterjahren in Nepal, am Kilimanjaro und in den Alpen folgte 2004 der Wechsel in den Innendienst, wo er das Wikinger-Trekkingprogramm mitgestaltet und die Reiseleiter-Einsatzplanung koordiniert.



